n.

.g. hum. 90-1

17

1.fl 12x.

<36607828870015

<36607828870015

Bayer. Staatsbibliothek

H. g. hum. 90–1

NB. Von Wagenseil.

~~Philos~~

~~Philos. Theol. Nat. 1012.~~

R.

B 30

Der Gang der Vorsehung

oder:

Wird es mit dem Menschengeschlecht besser oder schlimmer?

Homo ſum, nihil humani a me alienum puto.

Terentius.

Leipzig,

bey Friedrich Gotthold Jacobäer, 1789.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Ich habe die Absicht dieses Buchs in der Einleitung desselben bestimmt, nemlich: Verminderung eines ziemlich allgemein herrschenden Vorurtheils, als ob die Welt alle Tage schlimmer würde, Verbreitung mehrerer Zufriedenheit mit unsrer gegenwärtigen Lage, mehr Dankbarkeit gegen unsern guten Vater im Himmel, mehr Menschenliebe und Menschenschätzung und mehr Hofnung auf noch bessere Zeiten zu bewirken. Wenn ich sie auch nur bey Wenigen erreiche, bin in hinlänglich zufrieden.

Daß das von Herrn Hofrath Weishaupt über diesen Gegenstand herausgegebene Buch: **Geschichte der Vervollkommung des menschlichen Geschlechts. Erster Theil,** für diejenigen Leser nicht geschrieben sey, die ich mir zum Augenmerk nahm, (ich meyne das Volk, oder den Unstudirten,) giebt der Augenschein, und wär es auch, so möcht ich gerne auf mich anwenden, was **Zimmermann** in seiner Schrift: **über Friedrich den Großen,** ohngefähr sagt: „Wenn auch ein „großer General die Geschichte einer Schlacht „beschreibt, sollte es doch nicht so unangenehm

„seyn, auch den gemeinen Mann darüber zu „hören.“

Mir war es hauptsächlich darum zu thun, nicht durch Raisonnement — das gewöhnlich bey dem Volke nicht viel fruchtet — sondern durch Wiedererzählung von den neusten Thatsachen, unter gewisse Rubriken geordnet, zu belehren, das unstreitig weit unterhaltender und nuzbarer ist, als alles moralisiren und raisonniren.

Die Materialien und Belege haben mir die Deutsche Zeitung, das Journal von und für Deutschland, die Berlinische Monatsschrift, Fröbings Volkskalender und andere dargeboten, die man hin und wieder angeführt findet. Gar leicht hätt' ich die Fakta vervielfältigen können, allein ich brach mit Gewalt ab, um das Buch nicht zu vertheuern.

Gott möge diese Arbeit segnen und meine gute Absicht erfüllen.

Geschrieben
den 1 October 1788.

Ueber-

Uebersicht des Ganzen.

Zweck dieser Schrift. Seite 1

I. Quelle des menschlichen Elends ist Unwissenheit. 2

a) Gemählde von ältern Zeiten in Rücksicht auf Wissenschaften, Aufklärung u. s. w. — Geschichte Kaiser Heinrich IV. — Kreuzzüge. — Religionsverfolgungen.

b) Gemählde der neuern Zeiten, den alten entgegen gesetzt.

Beyspiele einzeler Staaten und Länder, welche di: Schulen verbessert haben:

Anspach, Bauzen, Dresden, Danzig, Elkershausen, Halle, Hanau, Jerschendorf, Leipzig, Neuwied, Petersburg, Pöttmeß, Thorn, Berlin, Züllichau, Bremen, Chur, Nimtsch, Schweinfurt, Gotha, Maynz, Manheim, Frankenthal, Würzburg, Buttstädt,

Kempten, verschiedene Orte in Böhmen, Schlesien und Oesterreich, Münster, Potsdam, Sorau, Friedrichshagen, Dahme, Schnepfenthal, Coblenz, Frankfurt am Main.

Vorzüge der neuern Schuleinrichtungen vor den alten.

Beyspiele einiger Privatpersonen, welche sich um die Schulverbesserung thätig angenommen haben.

Ernst Christoph Böttcher, — Christoph Jetzler, — Jakob Stindel, — Johann Lorenz Hofmeister, — D. Steinbart, — Fontanesi, — Ein Bürger zu Udevalla in Schweden, — Georg Nicolaus Werner, — Kaufmann Gottschald zu Erfurt, — Freyfrau von Bernhausen, — Basedow, — J. P. Miller, — Campe, u. s. w.

Beyspiele einiger Fürsten und Großen, welche sich ebenfalls um dieses Geschäft angenommen:

Bischof von Münster, — Kurfürst von Trier, — Domdechant Graf von Stolberg-Wernigerode, zu Halberstadt, — Minister von Zedlitz, — Friedrich Wilhelm II.

e) Menschenliebe und Religionsduldung werden in unsern Tagen allgemeiner.

Beyspiele hievon: Der Jude genießt Menschenrechte, — Katholiken, Lutheraner und Reformirte öfnen einander die Kirchen zum Gottesdienst und erlauben freye Religions-

übung in Bremen, Maynz, Neuwied, Frankfurt am Main, Landstul, Erfurt, Osnabrük, in Schweden und Preussen.

d) Religion geräth in unsern Tagen nicht in Verfall, sondern wird besser ausgeübt, durch

Duldung Andersdenkender, — Verwerfung unnützer Speculationen, — thätige Ausübung christlicher Sittenlehre, — freyeres Bibelstudium, — gute Gesänge und zweckmäßige Liturgien — Abschaffung des Exorcismus und anderer thörichter Gebräuche, der Bilder in Kirchen, Kreuzgänge, der Trauer um Verstorbene u. s. w. Alles mit Beyspielen belegt.

e) Etwas zum Gegensatz: vom Schaden des Aberglaubens. —

Beyspiele:

Die Hexenprocesse im Dorf Ossawo, zu Glarus und aus ältern Zeiten in Genf, Trier, und Quedlingburg.

f) Rühmliche Bemühungen gegen den Aberglauben:

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlinische Monatsschrift u. s. w. — Abschaffung des Paters Teufelsbanner im Kloster Elchingen, — Bestrafung Paul Erdmanns, in Berlin, — Schriften und Predigten gegen Ziehens Prophezeihung, — gegen die frühen Beerdigungen der Juden, — Bemühungen gegen

die Zigeuner, gegen päbstliche Macht, Jesuiten u. s. w.

II. a) Schilderung einiger alten römischen Regenten und ihrer Unmenschlichkeiten.

Tiberius, Caligula, Nero, Domitian.

b) Bessere Fürsten der neuern Zeiten:

Markgraf von Anspach, — Friedrich der Große, — Markgraf von Baaden, — Landgraf Friedrich von Hessen Cassel, — Fürst Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen, — Herzog Friedrich von Meklenburg-Schwerin, — Friedrich Wilhelm II, — Fürst-Bischof von Würzburg, — Ludwig XVI von Frankreich, — Herzog von Meklenburg-Streliz.

c) Die Gerechtigkeitsflege wird verbessert, die Tortur abgeschaft und die Todesstrafen vermindert. — Verbesserung der Gefängnisse durch den Engländer Howard.

d) Der Handel wird mit Freyheiten begünstigt und Industrie aller Art durch Preise ermuntert.

z. E. in Preussen, Maynz, Hessen u. s. w.

e) Feyertage werden vermindert, Müßigang und Bettel abgeschaft, dagegen Arbeitshäuser errichtet und das Armenwesen überhaupt verbessert, in

Gera, Fuld, Coburg, Zerbst, Oldenburg, Mecheln, Berlin, Eisleben, Merseburg, Salz-

Salzburg, Olbernhau, Lauterstein, Hilsburghausen, Hannover, Anspach, Cassel, Halle, Calbe, Naumburg, Koppenbrügge, Lübeck, Maynz, Emmedingen, Erfurt, Pforzheim, Gotha, im Ober- und Unterschwäbischen Kreisviertel, Magdeburg, Memmingen.

III. Proben von der Barbarey voriger Jahrhunderte.

Unsere Zeiten dagegen werden menschlicher.

a) Der Krieg wird weniger grausam, als sonst, geführt.

b) Die Denkungsart wird überhaupt besser. — Beyspiele:

Georg Hartung, — Einige Kaufleute zu Bourdeaux, — Ein alter Jude, — Ein preußischer Unterofficier, — Ein Armer in Wien, — Einige gutdenkende Juden, — Ein Bauer in Sachsen, — Das Domkapitel von Maynz. — Fleischer Schnell aus Cassel, — Eine Magd und andere.

c) Gefühl mit fremder Noth wird reger. Beyspiele hievon:

Die Stadt Leipzig, — Ein Wachtmeister, Sechs gemeine Arbeitsleute, — Der Brand in Hohenstein und Neu-Ruppin, — Ein Schneidergesell, — Brand in Gera, — Brand im Dorf Baulichern, desgleichen in

Göppingen, — Edle Richter zu Rouen, — Brunst in Frankenberg, — Krankenwärter-Institute zu Carlsruhe, Wunsiedel, Manheim, Altona, Cassel, Oldenburg und Altdorf, — Amtmann Kiederlin, — Wiedertäufer Melinger, — Bruderschaft der thätigen Nächstenliebe, — Brand in Nieder-Nissa und Querfurt, — Kaufmann Brunner in Hannover, — Dominiko Buzzini in Manheim, — Einige Freymaurer Logen.

d) Man macht öffentliche Anstalten zur Rettung unglücklicher Menschen und belohnt diejenigen, welche sich dafür verwenden. — Beyspiele:

Kurfürst von Trier, Landgraf von Hessen-Cassel. — Taubstummen-Institut des Herrn Heinike, deßgleichen zu Carlsruhe, Wien, Paris und Lauenburg.

e) Menschen opfern sich für Menschen auf.

Schiffer Tode, in Libau, — Ein Landmann bey Verona, — Franz Bonnardel, — Ein Reuter in Straßburg, — Ein Grenadier zu München, — Zween Grenadiers zu Nancy, — Michael Dellis, — Franz Adelheim, — Platte, ein Fischer, — Antoine Mulard in Calais, — Seblon, ein Fischer zu Grenoble, — Heinrich Engelke, — Francois le Roy, — Hauptmann Wiedeburg, — Ein Knecht zu Mühlhausen, — Ein Bürger daselbst, Namens Koch, — Herzog Leopold von Braunschweig,

schweig, — Auenmüller zu Lüben, — Ein 11jähriges Mädchen, — Friedrichs, Frühmesser zu Senheim, — Katharina Bassent, — Jacob Vogelbach.

f) Es werden öffentliche Feste zur Belohnung der Tugend angestellt, von

Dem Pfarrer Moussü, — zu Frankfurt an der Oder, — von Fräulein von Hagen, — vom Fürsten von Dessau.

IV. Zustand der Bauern in ältern Zeiten und Sklaverey in neuern.

Dafür

a) Leibeigenschaft aufgehoben in Baaden, Dännemark und Oesterreich.

b) Der Zustand der Negersklaven wird besser und in Preußen ist das Strandrecht abgeschaft.

V. Proben von ausgelassener Fresserey in vorigen Zeiten und mehrerer Mäßigkeit in den unsrigen.

VI. Die Art Wissenschaften zu treiben ist verbessert, Preß- und Denkfreyheit geschützt, auch werden weit gemeinnützigere Preisfragen, als sonst, aufgeworfen,

z. E. von Becker, Campe, Salzmann, u. s. w.

VII. Vom Lotterie-Uebel in vorigen Zeiten.

a) Beyspiele von Leuten, die sich durchs Lotto zu Grunde gerichtet haben.

Pier.

Pierlot, Priester im Lüttichschen, — Ein Beamter in Franken, — Zwey Dorfschaften in Franken, — Eine Weberin in Schlesien, — Eine Aufwärterin in Berlin, — Ein Bürgerweib in Erlang, — Der Pächter Päpke im Meklenburgischen.

b) Das Lotto wird aufgehoben in

Dessau, Cölln, Sondershausen, Hamburg, Anspach, Braunschweig, Coblenz, Meinungen, Cassel, Hildesheim, Nordhausen, Ulm, in Preußen, im ganzen fränkischen Kreis, u. s. w.

VIII. Beschluß.

IX. Blumen auf Herzog Leopolds Grab.

Mit gegenwärtiger Abhandlung wünsche ich zur Verminderung eines ziemlich allgemein herrschenden Volksvorurtheils das meinige beyzutragen, des Vorurtheils: als ob es mit dem menschlichen Geschlechte von Jahr zu Jahr schlimmer werde. Ich wünschte, dem Unkundigen einige merkwürdige Dinge darzulegen, ihn über ein und das andere aufzuhellen, ihm an Beyspielen zu zeigen, daß der Mensch in der Veredlung seiner selbst und anderer immer näher zum Ziele rücke und daß die Vorsicht in unsern Tagen deutliche Spuren sehen lasse, nicht nur: daß Vervollkommung des Menschengeschlechts ihr Gebot und Absicht sey, sondern daß sie auch die Mittel und Wege dazu immer herbeyführe. Ich möchte durch meine Arbeit mehr Zufriedenheit mit unsrer gegenwärtigen Lage, mehr Dankbarkeit gegen unsern guten Vater im Himmel, mehr Menschen-

liebe und Menschenschätzung, und mehr Hofnung auf noch bessere Zeiten erwecken. Denn wie in der physischen Welt alles sich stufenweise seiner künftigen Veredlung nähert, so wird auch nach und nach gewiß die moralische auf denjenigen Grad der Verbesserung kommen, den der weise Regierer derselben für sie bestimmt hat.

Ich fühle gar wohl, daß man, um diese Materie würdig auszuführen, sich sehr weit ausbreiten müßte; allein zu meinem Zweck und für denjenigen Theil des Publikums, den ich mir eigentlich zum Augenmerk genommen habe, dürften auch diese Fragmente gewiß nicht ohne Nutzen seyn. Dem Gelehrten und selbst demjenigen aufgeklärten Bürger, der Lektüre liebt, werd' ich nichts neues sagen, aber doch manchen und gewiß recht vielen aus der arbeitenden Klasse der Menschen; wenigstens wenn ihnen dieser und jener Umstand aus der Geschichte auch bereits bekannt seyn sollte, wenn sie von der und jener gemeinnützigen Anstalt in Büchern und öffentlichen Zeitungen gelesen haben; so bin ich doch im Gegentheil überzeugt, daß diese Dinge niemals in einiger Verbindung, oder mit Rücksicht auf die Frage, deren Beantwortung ich mir gewählt habe, von ihnen betrachtet worden sind.

Die

Die Klagen über schlimme Zeiten, die man so oft bis zum Ueberdruß hört, entspringen nirgend anders her, als aus Unwissenheit. Der Mangel an Kenntniß der Geschichte ist die Ursache davon. Wer sich die Mühe nehmen will, in derselben nachzuforschen, der wird, je weiter er darinn kommt, jene Klagen sehr herunterstimmen. Wer nicht weiß, wie es vor uns in der Welt ausgesehen hat, der sollte vielleicht gar nicht über unsre Tage urtheilen, denn wie kann man sagen: es ist besser oder schlimmer geworden, wenn man die Vorzeit gar nicht kennt? — Möcht' ich so glücklich seyn, durch diese wenigen Bogen recht viele zu ermuntern, sich mit einer der nützlichsten Wissenschaften — der Geschichte — mehr zu beschäftigen, als gewöhnlich geschieht: o! dann würde mancher Nebel des Irrthums verschwinden; mancher Aengstliche würde vertraunsvoller werden und mancher mit dankbarern Blicken zu dem Vater alles Guten hinaufschauen. Es ist ein süßes Gefühl, zu wissen, daß es besser wird, und derjenige würde die Menschheit entehren, der — wenn er es gewahr würde — sich nicht von Herzen darüber freuen wollte.

I.

Auch der Unwissendste wird schwerlich so dreiste seyn, zu läugnen, daß Künste und Wissenschaften dem menschlichen Geschlecht auf mancherley Art nützlich sind. Wenn der Kopf des Menschen nicht ausgebildet und mit einer gehörigen Summe von Wahrheiten und richtigen Begriffen versorgt ist; so bleibt auch sein Herz ungebessert, denn von reinen und richtigen Begriffen hängt es allein ab, daß wir rein und richtig handeln. Wenn der Verstand finster ist und falsch über die Dinge urtheilt; so wird auch der Wille falsch geleitet; schlechte oder falsche Bewegungsgründe können nie eine freywillig gute Handlung hervorbringen. Alles falsche und böse Wollen und Thun entspringt aus falschen Vorstellungen, hingegen richtige und wahre, sind die ächten Beweggründe zur Tugend.

Die Quelle des meisten menschlichen Elends war die Unwissenheit. Unter ihrer Herrschaft kann wahre Erkenntniß unsrer Bestimmung und mannigfaltigen Verhältnisse, des wahren Werths des Lebens und irrdischer Dinge nicht Statt finden. Aberglaube und Thorheit sind ihre unzertrennlichen Gefährten und der Unwissende ist jedem Betrüger Preis gegeben. So wahr dieses ist und so gewiß

unglaub-

unglaublich große Vortheile für jeden entspringen, der aus Unwissenheit sich herauszuwinden sucht; so gewiß ist es, daß es einst eine Zeit gab, wo Wissenschaften — diese wohlthätigen Geschenke der Gottheit — ganz allein in den Händen eines einzigen Standes, nemlich der Priester, waren. Freylich hatten sie bey weitem den Umfang nicht, den sie heut zu Tag haben, sondern bestunden blos in Kenntniß der Hieroglyphen, oder geheimen Sinnbilder, in mündlichen Ueberlieferungen und historischen Liedern, in wenig mangelhaften Begriffen von dem Lauf der Gestirne, in einer Menge Irrthümer von ihren Einflüssen in die Schicksale der Menschen und in höchst unvollkommenen Kenntnissen der Natur. So unbedeutend im Grunde das alles war, so wichtig schien die Weisheit der Priester dennoch dem Volk, dessen Ehrfurcht für dieselben dadurch sehr vergrößert wurde, so daß es in allen Anliegen zu ihnen seine Zuflucht nahm. Es ist begreiflich, daß dieses den Priestern nicht könne unbekannt geblieben seyn und daß ihr Eigennutz sich dieses blinden Vertrauens in einem hohen Grad bedient haben werde. Da entstunden Wahrsager, Zeichendeuter und Leute, die sich eines unmittelbaren Umgangs mit der Gottheit rühmten, um unter dieser Maske das leichtgläubige und ihnen anhangende Volk desto sicherer betrügen

zu können. Der Begrif von dem höchsten Wesen war so schlecht, daß man glaubte, es könne durch Hinrichtung unschuldiger Menschen versöhnt werden.

So war es in der alten Zeit unter den Heiden und in der That nicht viel besser im mittlern Zeitalter bey den Christen. Die Verehrung, welche man im Heidenthum den Dienern der Religion schuldig zu seyn glaubte, erbte sich auch auf die Christen. Zufrieden mit dem Einfluß, den sie hatten, und überzeugt von dem allgemeinen Glauben an sie, brauchten sie sich nun weiter keine Mühe mehr zu geben, in wirklichen wahren Kenntnissen Fortschritte zu machen. Es kam so weit, daß die Geistlichen vom höchsten Range nicht einmal mehr lesen konnten. Man mußte Personen, welche die Priesterweihe verlangten, die Frage vorlegen: „ob sie die Evangelien und Episteln „lesen und den Sinn derselben, wenigstens dem „Buchstaben nach, erklären könnten.“ Alfred der Große beklagte sich, daß von dem Humber, bis zur Themse, nicht ein einziger Priester wäre, der die Litthurgie in seiner Muttersprache verstünde, oder die leichteste Stelle aus einem lateinischen Schriftsteller übersetzen könnte und von der Themse an, bis zur See, wären die Geistlichen noch weit unwissender.

Was

Was anders konnte aus dieser Unwissenheit folgen, als gänzlicher Verfall der Religion. Je tiefer Künste und Wissenschaften herabsanken und selbst der gemeine Menschenverstand gelitten hatte, desto mehr nahm das Uebel zu. Aberglaube trat an die Stelle der Religion, Besitzungen des Teufels, Gespensterhistorien, Hexenprozesse und anderer Unsinn, wurden nun wie Glaubenslehren angenommen. Ein Aberglaube bahnte dem andern den Weg und war leicht zu überreden, daß um jeder Kleinigkeit willen Gott den Lauf der Natur verändere. Dies sehen wir deutlich an den sogenannten Gottesurtheln, da man nemlich in Gerichten die Entscheidung einer einigermaßen zweifelhaften Sache, gleichsam Gott zur Entscheidung anheim stellte, da es doch oft nur darauf ankam, ob der eine Fechter stärker oder geschickter im Zweykampf war, als der andere. — Die Religion, welche eigentlich in einer aufgeklärten Verehrung Gottes bestehen soll, wurde unter sinnlose Ceremonien begraben, welche sogar mit ganz wenigen Veränderungen aus dem Heidenthum geborgt waren. Die Kirchen waren einem Schauspiel gleich, wo das Volk großentheils hingieng, um sich Kurzweile zu machen. Wer fleißig zur Kirche kam, opferte, Festtage und Ceremonien mitmachte, den Glauben und das Vaterunser

 beten

beten konnte, der hieß ein guter Christ, wenn er auch gleich keine christlichen und geselligen Tugenden übte.

Diese gänzliche Verfinsterung des Verstandes, der Verfall der Wissenschaften, die übel geleitete Sinnlichkeit und der gesunkene Geschmack gebahren das Vorurtheil, daß ein einsames, beschauliches Leben in den Augen des höchsten Wesens sehr verdienstlich sey, und rief die Mönche hervor, die durch Schreckungen, Testamente u. s. w. reich und fett wurden. Der Bischof von Rom maßte sich an, die Gewissen zu tyrannisiren, vorzuschreiben, was man glauben und nicht glauben sollte, unterstand sich, Könige vom Thron zu werfen, andere einzusetzen und den Spaniern und Portugiesen Welten zu schenken, an denen er kein Recht hatte. Wie auffallend dieser Bischof zu Werke gegangen, davon will ich nur etwas aus der Geschichte Kaiser Heinrichs IV beybringen.

Pabst Gregor VII war es, der, als er im Jahr 1073 erwählt wurde, allen Königen, die sich ihm widersetzen würden, mit dem Schwerd drohte, und erklärte, daß er dasselbe mit dem Blut des deutschen Heinrichs IV färben wolle. Er forderte durch seinen Legaten den Kaiser nach Rom, wo er von seinem Thun und Lassen Rechen-

schaft

schaft ablegen sollte. Heinrich gehorchte nicht, sondern ließ einen Reichsschluß — wiewohl vergebens — bekannt machen, kraft dessen, nach dem Urtheil vieler Bischöfe, Gregor abgesetzt werden sollte, weil er mehrerer Laster halber angeklagt war. Dafür that ihn der Pabst in den Kirchenbann und sprach seine Unterthanen vom Eid der Treue gegen ihn los. Die Bannformel lautete folgendermaßen: Von Seiten des allmächtigen Gottes — untersage ich dem Kaiser Heinrich, dem Sohn des Kaisers Heinrich, der sich gegen die Kirche mit unerhörtem Hochmuth aufgelehnt hat, die Regierung des deutschen und italienischen Reichs und spreche alle Christen von dem Eide los, den sie ihm geleistet, oder noch leisten werden, und verbiete, daß ihm jemand als König diene — und anstatt des heiligen Peters belege ich ihn mit dem Bannfluch, und zwar so, daß die Völker erfahren sollen, daß Petrus der Fels sey, auf den der Sohn Gottes seine Kirche gebaut. Heinrich war gezwungen, sich aller Ausübung der königlichen Gewalt zu begeben und selber nach Italien zu gehen, um sich mit dem Urheber seines Unglücks auszusöhnen. Er kam in das feste Schloß Canossa, und mußte da die schimpflichste

Begegnung erfahren, alle Zeichen der königlichen Würde ablegen und in wollenen Kleidern drey Tage, vom Morgen bis auf den Abend, nüchtern und barfuß, mitten im Winter, im Schloßhof stehen und die ganze Gnade, die er für diese Demüthigung erhielt, war — die Lossprechung vom Bann, denn ob er die Krone ferner tragen sollte, das behielt sich der Pabst vor, auf einem Reichstag zu entscheiden. — So behandelte ein Bischof von Rom einen deutschen Kaiser, und die Quelle davon, war Unwissenheit und Aberglaube, denn kein Mensch wagte es, zu wiedersprechen, als dieser Pabst zuerst den Gedanken hatte, sich einen Statthalter Gottes zu nennen.

Unwissenheit und Aberglaube waren es, die jene seltsamen Kreutzzüge ins gelobte Land unternehmen hießen. Ein schwärmerischer Mönch, **Peter der Einsiedler**, aus Amiens in der Pikardie gebürtig, lief im eilften Jahrhundert mit dem Krucifix in der Hand von einer Provinz Europens zur andern, ermunterte die Fürsten und ihre Völker, ins gelobte Land zu ziehen, um es den Saracenen zu entreissen und alles rief: **das ist Gottes Stimme!** — Viele Tausende kamen gleich auf dem ersten Zug um, theils durch Hunger, theils durch das Schwerd, und diese fanatischen Züge haben fast zweyhundert Jahre gedauert

dauert. Eine ungeheure Menge Menschen wurde dabey aufgeopfert und entsetzliche Summen waren umsonst verschwendet.

Herrschsucht und Eigennutz haben die Lehre erfunden, daß nur eine Kirche die wahre und außer ihr keine Seligkeit sey. Dieser die menschliche Vernunft empörende Satz, führte zu dem eben so abscheulichen: Ketzer — das ist: anders denkende Menschen — zu verfolgen, sey keine Sünde. Es entstunden die Religionsverfolgungen und die Unwissenheit meynte, daß der Gott der Liebe und Sanftmuth daran ein Wohlgefallen finden könnte, wenn man für die sich selbst geschaffene Lehren andere, die sie nicht annehmen wollten, bluten ließe. Ich will aus dieser schauerlichen Geschichte nur einiges ausheben.

Eben zu derjenigen Zeit, als Barbarey und Unwissenheit in Europa überhand nahmen, erloschen auch die sanften Empfindungen in den Herzen der Christen und ihre Sitten verwilderten. Daher kommen die schrecklichen Auftritte, welche die Weltgeschichte zur Schande der Menschheit verewigt hat. In Piemont und Savojen hatten die Waldenser sich ausgebreitet, welche dem Lehrbegrif der daselbst herrschenden Kirche nicht zugethan waren, und gegen diese armen Leute wüthete

man

man auf die fürchterlichste Weise. Man hieb ihren Priestern die Köpfe ab, ließ sie sieden und verzehrte sie. Man riß die Kinder aus der Wiege und zerschmetterte sie an Steinen, schnitt den Weibern die Brüste ab, kochte sie beym Feuer und aß sie. Man spißte die Mädchen mit Lanzen an den Geburtstheilen und trug sie in dieser Stellung, wie Fahnen, umher. Man band lebendige Menschen an die Schweife der Pferde und ließ sie über Felsen und Berge schleppen. Einige wurden geschunden, andere in Stücke zerhauen. Die geringste Marter war, wenn man sie von einem steilen Felsen herabstürzte, wo sie überdies oft noch an Bäumen hangen blieben und dort vor Hunger, Kälte und an ihren Wunden zu Grunde giengen. Zu Garsiglian heizte man einen Backofen und zwang eilf Waldenser, daß einer den andern in die Flamme hineinwarf, bis auf den letzten, den die Mörder selbst den übrigen nachwarfen.

Und was hatten Sie denn verbrochen? Es waren gute, stille Leute, die sich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in Frankreich und Italien ausbreiteten, die lateinische Bibel in ihre Muttersprache übersetzen ließen, um sie zu lesen, auf eine vernünftige Gottesverehrung hielten, sich der unnützen Last der Bettelmönche widersetzten, den

Unfug,

Unfug, der schon damals mit dem Ablaß getrieben wurde, für Pfaffenwerk ausgaben und selbst von ihren Feinden das Zeugniß frommer Leute hatten. Dennoch gab ihnen Bosheit und Unwissenheit Schuld, sie verehrten den Teufel mehr als Gott, sie tödten ihre Kinder und trinken ihr Blut, u. s. w.

Da der obenangeführte Grundsatz, daß nur eine Religion seligmachend sey, einmal herrschend geworden war, so nahm man sich das Recht heraus, alle diejenigen zu strafen, welche anders dachten. Im dreyzehnten Jahrhundert errichtete man zu dem Ende das scheusliche Inquisitionsgericht, welches nun allenthalben seine Scheiterhaufen erbaute, und so war das Leben der Bürger eines Staats in den Händen der Geistlichkeit. Wer dieser zuwider war, durfte nur ein Ketzer gescholten werden, und so war sein Schicksal entschieden. Wer die Natur und ihre Kräfte studirte, und die unschuldigsten Versuche machte, dem gab man Schuld, er habe mit dem Teufel zu thun. Die Gelehrten mußten schweigen, damit ja das Volk nicht aus der Finsterniß möchte gerissen werden.

Die Geschichte des Märtyrers, Johannes Huß, ist zu bekannt, als daß ich sie zu erzählen nöthig hätte. Er starb den Tod in den Flammen,

für seine Lehre, die von der Lehre der Kirche abwich. In unserm Deutschland sind viele Tausende in den Religionskriegen Opfer des Fanatismus geworden. In den Niederlanden rechnet man, daß um der Religion willen, mehr als 80000 Menschen hingerichtet worden sind. Der Herzog von Alba, Spanischer Statthalter daselbst, pflegte sich öffentlich zu rühmen, daß er binnen der kurzen Zeit von sechs Jahren mehr als achtzehntausend Menschen, der Ketzerey halber, habe hinrichten lassen. — In Spanien wurden oft vierzig Protestanten zusammen verbrannt, ja man versagte ihnen sogar die Wohlthat, Gott in ihrem Tode anzuflehen, indem man ihnen auf dem Scheiterhaufen den Mund zuband. — Die Regierungen der französischen Könige, von Franz dem ersten, bis auf Heinrich IV, waren mit Religionsverfolgungen angefüllt. Unter Karl IX, als die Protestanten im Jahr 1562 zu Vaßy in einer Scheune Gottesdienst hielten, wurden sie von den Bedienten des Herzogs von Guise angegriffen und gegen dreyhundert, theils verwundet, theils ermordet. Als die Vermählung Heinrichs IV vollzogen wurde, lud man eine große Menge Protestanten nach Paris ein, um sie auf einmal zu stürzen. In der Bartholomäus Nacht des Jahrs 1572, nachdem mit einer Glocke das Zei-

chen

chen gegeben wurde, begann die Ermordung der Protestanten. Man sperrte die Thore und plünderte vierhundert Häuser. Alle Straßen waren mit Leichnamen besäet. Ermordete Söhne lagen auf ihren ermordeten Eltern, Brüder und Schwestern, Mütter und Töchter lagen erwürgt, und die Kinder in der Wiege hatte man mit Steinen zerschmettert. Der König selbst schoß auf seine Unterthanen aus dem Schloß und rief den Mördern zu: Schlagt todt! schlagt todt! Nur allein in Paris sollen in dieser einzigen Mordnacht eilftausend Menschen der Religion wegen umgebracht worden seyn. Zu gleicher Zeit wurden auch auf Befehl des Hofs in den Provinzen die Protestanten verfolgt und mit diesen zusammen soll die Zahl der Ermordeten uuf dreyßigtausend steigen.

Der gute König Heinrich IV gab zwar in dem Edikt von Nantes 1598 den Protestanten völlige Religionsfreyheit, Sicherheit und gleiche Rechte mit den Katholiken, Ludwig XIII bestätigte es; aber nachdem es sieben und achtzig Jahre gegolten hatte, wurde es von Ludwig XIV im Jahr 1685 widerrufen. Die reformirten Kirchen wurden niedergerissen, die Prediger aus dem Reich gejagt, ihre Ehen waren nicht gesetzmäßig, alle bürgerliche Rechte wurden ihnen genommen und wenn ein Sterbender nicht die Sacramente

cramente der katholischen Kirche annahm, so wurde dessen Körper nach seinem Tod auf den Schindanger geworfen. Wenn die Verfolgten heimlich auswanderten, so schickte man ihnen Dragoner und Pfaffen nach, um sie zurückzubringen, und dann versuchte man es mit den schrecklichsten Martern, sie zur Annahme der katholischen Religion zu bewegen. Es ist in mehrern Schriften aufgezeichnet, was für Qualen man diesen Unglücklichen zugefügt hat. Man tröpfelte ihnen z. E. brennenden Talg in die Augen; in ihren Ohren zündete man Pulver an, unter die Nägel stach mag ihnen Nadeln; Stiefeln, mit Fett gefüllt, ließ man ihnen beym Feuer am Fuß heiß machen; mit Bajonets durchstieß man den Frauzimmern die Brüste, man band die Mütter an Bettpfosten und gegenüber ihre Säuglinge, daß sie's Tage lang ansehen und nicht zu ihnen kommen konnten.

Man wird sich nun einen Begrif davon machen können, wie es vor unsern Zeiten in der Welt ausgesehen hat und welche fürchterliche Folgen die Unwissenheit gebar. Daß Tausende, weil man sie in Verdacht der Hexerey und Zauberey hielt — Verbrechen die es gar nicht giebt — den Tod in den Flammen und unter dem Schwerd des Henkers starben, ist so bekannt,

daß

daß ich nichts davon zu sagen brauche, um so mehr, da ich weiter unten noch auf diese Materie kommen werde. Und nun, ist in Absicht auf Religion und Wissenschaften, dies Bild vergangener Jahrhunderte auch noch das Bild unsrer Tage? — Gott sey Dank, es ist es nicht. Ich will Beweise darbringen.

In ganz Europa beynahe herrscht seit einigen Jahren ein allgemeines Bestreben, eine bessere, zweckmäßigere, häusliche und öffentliche Erziehung in Gang zu bringen. Besonders in Deutschland sind zu diesem Behuf einige der treflichsten Schulen angelegt worden. Ich will einige einheimische und fremde nennen und ihre Vorzüge anführen.

Seit dem Jahr 1784 haben folgende Orte neue Schulen gestiftet, oder ihre alten verbessert: Anspach, Bauzen, Dresden, Danzig, Elkershausen, Halle, Hanau, Jerschendorf, Leipzig, Neuwied, Petersburg, Pöttmeß, Thorn, Berlin, Züllichau, Bremen, Chur, Nimtsch, Schweinfurt, Gotha, Maynz, Mannheim, Frankenthal, Würzburg, Buttstädt, verschiedene Städte in Böhmen und Schlesien, Kempten, die beträchtlichsten Orte in Oesterreich, Münster, Potsdam, Sorau, Halberstadt, Lübeck, Rothenburg,

Trier,

Trier, Speier, Friedrichshagen, Dahme, Schnepfenthal, Coblenz, Frankfurt am Mayn. Diese sind es, welche mir beyfallen, ich bin aber überzeugt, daß noch weit mehrere Orte und Länder in unsern Tagen die Wichtigkeit des Erziehungsgeschäftes anerkannt und zu dessen Verbesserung sich thätig bezeugt haben.

Man weiß, daß unsre ehmaligen Schulen den völligen Mönchsgeist eines barbarischen Zeitalters athmeten. Etwas weniges Latein, mechanisches und auswendig gelerntes Christenthum, das weder den Kopf aufhellte, noch das Herz des Lehrlings erwärmte, etwas weniges jämmerliche Universalhistorie und eben so elende Geographie, das war beynahe alles, was gelehrt wurde. Wie wenig dadurch der arbeitsame Stand des Bürgers — der doch der größte ist — zweckmässig gebildet werde, wie sehr jeder Stand in der bürgergerlichen Gesellschaft seine besondere Bildung bedürfe, darauf schien man ganz und gar keine Rücksicht zu nehmen. Endlich giengen mehrern die Augen auf und in unsern neugestifteten, oder verbesserten Schulen wird hauptsächlich auf folgende Stücke gearbeitet.

Man sucht den Religionsunterricht gründlich und praktisch zu machen. Dazu gehört nun nicht,

daß

daß die Kinder bloß **Luthers** Katechismus *) und einige biblische Sprüche ohne Sinn und Verstand hersagen, sondern man hat den sehr richtigen Grundsatz angenommen: was auswendig gelernt werden soll, muß zuvor vollkommen deutlich gemacht werden. Jede Frage, jeder Spruch, wird zuvor zergliedert, kein Wort darf mehr dunkel bleiben und so arbeitet man nicht bloß für das Gedächtnis, sondern für den Verstand und der Kopf des Kindes ist kein leeres Behältnis von Worten allein, sondern von Sachen. Die Erfahrung hat es mich selbst gelehrt, daß es solche Schulen giebt, und daher kann ich unmöglich in den Ton so mancher einstimmen, die dies Vorgeben für bloße Praleren halten. — Man bringt den Kindern Kenntnisse bey, die für das wirkliche Leben Einfluß haben; man weiset sie an, klüger, besser, und mit ihrem Stand dereinst vergnügt zu seyn, lehrt sie, daß das Kennzeichen des wirklich wahren Christen nicht im **Glauben** allein, sondern hauptsächlich im **Thun**, im gut und rechtschaffenen **Handeln** bestehe. Man plagt sie nicht mit Latein und Griechisch, sondern sie müssen ge-

*) Wenn Luther jetzt aufstünde, würde er ganz gewiß selbst ein anders Lehrbuch schreiben, als für die damalige Welt seyn konnte.

meinnützige Kenntnisse der Natur und des geselligen Lebens mit aus der Schule bringen, die ihnen dereinst als Künstlern, Fabrikanten, Manufakturisten, Handwerkern und selbst als Bauersleuten nutzbar sind. Es wird aber nicht nur auf die Bildung ihres Kopfs und die Aufrechthaltung des gesunden Menschenverstandes gedrungen, sondern sie werden auch in Absicht auf ein sittliches, gefälliges und festes Betragen angeleitet.

Man preißt ihnen Ordnung und Reinlichkeit, man führt sie zu Fleiß und Thätigkeit an, indem sie in Freystunden stricken, Seide bauen, Feldmessen, und andere Geschäfte treiben müssen. Sie werden dadurch nicht nur frühzeitig schon vom Müßiggang abgeführt, sondern indem sie sich beschäftigen, verdienen sie schon in ihren Schuljahren Geld und lernen einsehen, wie sich der Fleiß belohne.

Nicht nur Knabenunterricht ist auf diese Weise verbessert, sondern auch des bisher so sehr versäumten weiblichen Geschlechts hat man sich auf diese Weise thätig angenommen. Ihre Pflichten als Gattinnen, Mütter und Hausfrauen werden ihnen mehr, als sonst, ans Herz gelegt, auch ihr Kopf wird mit Kenntnissen versehen, daß sie nicht als schön gebildete Statüen dastehen, sondern

dern einen Mann von Geist zu unterhalten, eine Gesellschaft anständig zu beleben und ihre Kinder — deren erste Erziehung gemeiniglich dem weiblichen Geschlecht überlassen ist — mit nützlichen Vorkenntnissen zu bereichern wissen.

Wenn es wahr ist, daß durch Erziehung und Bildung der Jugend der erste Grund zu einem bessern Menschengeschlecht gelegt wird, so können wir nicht zweifeln, daß das Bestreben darnach, welches man fast allenthalben wahrnimmt, unsern Nachkommen sehr zu Gutem kommen werde und daß es wirklich mit unserm Zeitalter besser stehe, als mit den vorigen, weil man dies wichtige Geschäft so thätig zu betreiben trachtet.

So rühmlich es ist, daß die Großen der Erde in diesem Punkt für ihre Länder besorgt sind; so ist doch noch mehr anmerkungswerth, daß in unsern Tagen so viele Privatpersonen sich mit Verbesserung der Erziehung und Schulen beschäftigen, denn diese thun es ganz gewiß aus der reinsten Menschenliebe. Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, einige derselben namhaft zu machen und ihre Verdienste um die Menschheit zu erzählen, denn es taugt zu meinem Zweck; ich will ja untersuchen, ob es mit dem menschlichen Geschlecht besser oder schlimmer werde.

Ernst Christoph Böttcher, ein Kaufmann zu **Hannover**, welcher im Jahr 1766 gestorben ist, hat ein Kapital von mehr als **zehntausend Thalern** zur Stiftung des dortigen Schulmeister-Seminariums verwendet. Dies ist ein Institut, in welchem jährlich eine große Anzahl Menschen in den Stand sollen gesetzt werden, dereinst geschickte Lehrer der Jugend und Kirchendiener zu werden. In den meisten Hannövrischen Schulen geschah vor dreissig und mehrern Jahren nichts, als ein beständiges gedankenloses Auswendiglernen der bloßen Worte der Bibel und des Katechismus. Mit dem fürchterlichen Stock in der Hand und unter beständigen Schimpfreden, stopfte man der Jugend den Kopf damit voll und das nannte man **unterrichten.** Das Singen in der Kirche war ein Gebrüll, das Ekel und Abscheu erweckte. Diesem doppelten Elend half der patriotische **Böttcher** ab.

In dem zu dieser Anstalt bestimmten Gebäude werden jährlich einige **siebenzig** künftige Schulmänner nicht nur **ernährt**, sondern auch durch geschickte Lehrer **zu ihrem Amt tüchtig gemacht.** Kindern auf eine leichte und geschwinde Art das Lesen beyzubringen, ihren Verstand gleich von den ersten Jahren an durch die Lehren der Religion auszubilden und also ihrem Geist,

nicht bloß ihrem Gedächtnis, das mitzutheilen, was die heilige Schrift sagt und zugleich die Pflichten der Religion ihrem Herzen einzuprägen: dies alles lernen hier die künftigen Schulmänner in einem sehr vollkommenen Grade. Ferner werden sie durch andere tüchtige Männer sämmtlich angehalten, eine simple, deutliche, reine Hand zu schreiben und die Rechenkunst bis zu einem hohen Grad zu verstehen. Und damit diejenigen, welche auch künftig den Gottesdienst mit befördern helfen sollen, beym Gesang nicht etwa durch unnatürliche, eckelhafte Stimme, durch gemißhandelte Töne, durch ein lästerliches Gebrüll und durch unanständige Gebehrden dieser erhabenen Handlung ihre Würde benehmen; so werden sie durch einen geschickten Lehrer in den Grundsätzen der Musik überhaupt unterwiesen, auch in Orgelspielen unterrichtet. Ferner vermehrte der Menschenfreund die geringe Einnahme der Schullehrer, damit sie ihr mühseliges Geschäft mit Freude und Eifer verrichten möchten.

Wie viel **Böttcher** eigentlich zu dieser Stiftung verwendet, haben nicht einmal die Seinigen, viel weniger fremde Personen erfahren können, und um so verdienstlicher ist seine Handlung.

Christoph Jezler in Schafhausen, errichtete ein vortrefliches Erziehungshaus für Vater- und Mutterlose Waisen und verwanndte zehntausend Gulden dazu, obgleich sein ganzes Vermögen nicht viel höher, als diese Summe, stieg. Nicht nur die Erbauung, sondern auch die Einrichtung und ganze Direktion desselben, nahm er über sich. Die Knaben darinn sollen zu arbeitsamen Bürgern und guten Christen, und die Mädchen zu braven Hausmüttern gebildet werden.

Jakob Stindel, resignirter Pfarrer zu Schweinersdorf, im Pfleggericht Mosburg in Baiern, ein 84 jähriger Greis, gab vor seinem Tod ein Kapital von tausend Gulden zur Errichtung einer neuen Schule im Dorf Schweinersdorf her, bauete ein eigenes Schulhaus und legte zu dessen Unterhaltung wieder einige hundert Gulden bereit.

Johann Lorenz Hofmeister, aus dem Dorf Elkershausen im Hanövrischen gebürtig, der lange als Hof-Gärtner in Russisch-Kaiserlichen Diensten zu Petersburg gestanden, hat seinem Geburtsort 4500 Rubel zur Verbesserung der Schule und zu einer Pension für drey arme Knaben vermacht, welche nach seiner Vorschrift

ausser dem Schreiben, Rechnen, auch im Französischen, Lateinischen, Zeichnen, Singen und Musik unterrichtet und durch gründliche Kenntniß der Religion zur Rechtschaffenheit angeführt werden sollen

Zu **Züllichau** hat Doktor und Professor **Steinbart** eine Erziehungsanstalt und Schule der Oekonomie gestiftet, wo die Jugend ausser den alten und neuen Sprachen und den gewöhnlichen Schulwissenschaften und Künsten, auch vorzüglich in allen Theilen der Forst = Land und Hauswirthschaft, theoretisch und praktisch unterrichtet wird.

Die weibliche Erziehungsanstalt zu **Frankenthal** hat der Geheimerath **Fontanesi** errichtet.

Ein Bürger zu **Udevalla** in Schweden, der ehmals Schifscapitain gewesen war, hatte sich mit großem Fleiß und Geschicklichkeit auf den Handel gelegt. Auch war er immer ehrlich dabey zu Werk gegangen und dafür hatte ihn Gott mit einem ansehnlichen Erwerb gesegnet, welchen er wieder seiner lieben Vaterstadt auf die beste Art wollte zu gute kommen lassen. In dieser Absicht schenkte er ihr **sechsmal hunderttausend Thaler** zur Errichtung einer Erziehungs = Anstalt

für arme Kinder: weil ihm dieses die nothwendigste Sache zu seyn schien, für welche Große und Reiche in einem Lande sorgen sollten. Als der König von der großmüthigen Absicht dieses vorher unbekannten Bürgers Nachricht erhielt, befahl er, ihn seiner Gnade zu versichern und mit dem Wasa-Orden zu beehren. Aber der rechtschaffene Mann reichte sogar eine Bittschrift an den Monarchen ein, ihn mit diesem äußerlichen Ehrenzeichen zu verschonen: damit es nicht scheinen möchte, er habe das Gute aus Eitelkeit gethan.

Georg Nicolaus Werner, gewesener Gräflich Reußischer Kammerdiener, vermachte von seinem durch Fleiß, Treue und Ordnung ersparten Vermögen der Schule zu **Breitenbach**, einem Marktflecken im Fürstlich-Schwarzburg-Sondershausischen Amt **Gehren** am Thüringer Wald, **zweyhundert** Reichsthaler, mit der Bestimmung, daß von den jährlichen Zinsen armen Kindern nützliche Schulbücher gekauft und dem wohlgesittetsten bey der Prüfung ein Reichsthaler als ein Preis ausgetheilt werden solle.

Der Kaufmann **Gottschald** zu **Erfurt** bestimmte im Jahr 1785 von seiner Verlassenschaft ein Drittel seines auf 21, 8, 19 Rthlr. gerechneten Vermögens zur Verbesserung der Lehrstellen eini-

ger

ger Schulen daselbst, und alle Eltern, die ihre Kinder lieben und einsehen, daß der Schulunterricht eine eben so große Wohlthat für sie sey, als das Leben, segnen sein Andenken.

In der Gegend von **Blaubeuren** wohnt eine **Freyfrau von Bernhausen**, die ihren Sitz zu **Herlingen**, einem ihr gehörigen Dorf hat, welches auf dem halben Weg von **Blaubeuren** nach **Ulm** liegt. Sie läßt es sich sehr angelegen seyn, für die Verbesserung des Schulunterrichts auf ihrem Gut zu sorgen und läßt es dabey nicht bewenden, den Schullehrer zum Fleiß zu ermuntern, sondern sie theilt auch, um die Hindernisse der Armuth, oder sonstiger Widerspenstigkeit von Seiten der Bauern wegzuräumen, umsonst Schulbücher aus, und besucht, um Lehrer und Schüler zu ermuntern, fleißig die Schule.

Und wie viel Bogen dieser Schrift könnt ich nicht mit Erzählung desjenigen anfüllen, was die würdigen Männer **Baßedow**, **Miller**, **Campe**, **Feder**, **Stuve**, **von Rochow** u. s. w. gethan, wenn ich die treflichen Schulen zu **Ruppin**, **Dessau**, die Garnisonsschule zu **Potsdam**, die Freymaurer Schule zu **Friedrichsstadt** bey **Dresden** und andere, die Schulmeisterseminarien zu **Meiningen**, **Wesel**,

Schles=

Schleswig und anderswo beschreiben wollte! Fürsten zeigen, wie wichtig ihnen das Erziehungs- und Schulwesen sey, indem sie sich nicht für zu groß achten, selbst die Schulen zu besuchen.

Die deutsche Zeitung, die auf die treflichste Weise die Thaten unsrer Tage erzählt und die unsre künftigen Geschichtschreiber sehr gut werden benutzen können, hat unter andern auch folgende Beyspiele geliefert. Unter der Aufschrift: Münster vom 19ten April 1785 heißt es: „Unser gnädigster Landesherr, der sich jetzt hier befindet, zeigt bey jeder Gelegenheit, daß er das Erziehungswesen für eine der wichtigsten Staatsangelegenheiten halte. Gestern wohnte er der öffentlichen Prüfung im hiesigen Gymnasium bey, das dem vortreflichen von Fürstenberg seine schöne Einrichtung zu danken hat, bezeugte den Lehrern und Schülern seine Zufriedenheit und ließ dreyhundert Gulden zur Ermunterung des Fleißes austheilen.“

Am vierten May des nemlichen Jahrs wohnte der Kurfürst Clemens Wenzeslaus von Trier der öffentlichen Prüfung der Kandidaten des Schulmeisteramts zu Coblenz bey. Das nemliche that derselbe bey den öffentlichen Prüfungen der lateinischen Mittelschulen, wodurch Schüler

und

und Lehrer zum Fleiß ermuntert, und das Volk von der Wichtigkeit der Erziehung überzeugt wurde.

Der neue Domdechant von Halberstadt, Herr Graf von Stolberg = Wernigerode, scheute sich nicht, in eigener Person mit einigen Geistlichen zu Abenrode eine Schulvisitation zu halten, die Fibel und Bibel in der Hand, alle Abtheilungen der Schule selbst zu prüfen, die Schüler zum Fleiß zu ermahnen, mit Kreide an die Rechentafel zu schreiben und öffentlich zu beweisen, wie er den Lehrer und fleißige Kinder hochachte.

Im Jahr 1786 hielt es der Herzog von Curland nicht für zu geringe, in Berlin den Prüfungen in einigen Gymnasien beyzuwohnen, und wie vieles der Herzog von Würtenberg für die Schulen thue, ist allgemein bekannt.

Selbst da, wo doch die Schulen in weit besserm Stand, als anderswo waren, in den Landen des Königs von Preußen, hat man in den neusten Zeiten sie noch zweckmäßiger einzurichten gesucht. Der weise Minister von Zedliz gesteht es sehr freymüthig: die Quelle der Unwissenheit, der Vorurtheile und des meisten Elends im Bür-

ger-

ger- und Bauerstand sey, daß der Bürger und Bauer in den Schulen Dinge lerne, die er niemals brauche und von allem, was er zu wissen nöthig habe, nicht einen Buchstaben. Der große Staatsmann sagt aber das nicht nur, sondern er legt Hand zur Verbesserung an, und **Friedrich Wilhelm** unterstützt seinen patriotischen Eifer.

Genug über dieses Kapitel; ich habe noch an andern Dingen zu zeigen, daß es mit dem menschlichen Geschlecht nicht schlimmer, sondern besser wird.

Wem bey der Erzählung von den ehmaligen Religionsverfolgungen die Haut schaurte, der labe sich an folgendem Gemählde unsers Zeitalters. Für einen Menschenfreund ist es gewis ein erquickender Anblick, zu sehen, wie die wohlthätige Tochter der Gottheit, **die Duldung**, ihre rosenfarben Flügel immer weiter verbreitet und über Gegenden schwebt, wo sonst Kerker und Mordmesser für den Andersdenkenden bereit waren. Nicht nur der Katholik, Lutheraner und Reformirte reichen sich nun an so manchen Orten brüderlicher, als vorhin, die Hand, und einer hilft dem andern, daß er Gott nach derjenigen Art ungestraft dienen kann, die ihm die richtigste dünkt; sondern auch der Jude genießt nunmehr diejenigen

Rechte, die der Christ ihm bisher stolz verweigert hat, und nach Jahrtausenden lernt man endlich die Wahrheit einsehen, daß der Jud' ein Mensch sey, der von Natur mit uns gleiche Rechte habe. Der weise Dohm hat trefliche Vorschläge gethan, ihre bürgerliche Verbesserung zu bewirken und sie wird gewiß erfolgen, wenn sie am wissenschaftlichen Unterricht, wie z. B. in Carlsruhe, Maynz, Mühlhausen u. s. w. Antheil nehmen dürfen und nicht bloß als Verworfene behandelt werden. Seit dem Jahr 1762 wurden in der Stadt Stralsund einige jüdische Familien geduldet. Da sie nun keinen Plaz hatten, ihre Verstorbenen zu begraben, so verstattete ihnen der Kaufmann Giese daselbst, auf Veranlassung seiner edlen Gattin, auf seinem eine Meile von der Stadt gelegenen Gut Niederhof einen Plaz zu ihren Begräbnissen neben seinem Lustgarten einzurichten. Die allgemeine Stimme beynahe brandmarkt denjenigen mit Schande, der sich so tief erniedrigen kann, den, der anders denkt, zu hassen, oder zu verfolgen. Es ist der Mühe werth, hievon Beyspiele anzuführen. Als vor einigen Jahren in der Reichsstadt Bremen, wo Lutheraner, Reformirte und Katholiken freye Religionsübung haben, ein evangelisches Waisenhaus gebaut wurde, steurten die dasigen Innwohner, ohne

Unterschied der Religion, ein und zwanzigtausend fünfhundert und neun- und dreissig Thaler dazu her. — In der pfälzischen Stadt **Mühlheim** verlohren die Lutheraner bey einer Ueberschwemmung im Jahr 1784 ihre Kirche. Die Reformirten überliessen ihnen sogleich ihre Kanzel zum Gebrauch und erbauten sich mit ihnen gemeinschaftlich. —

Als im Jahr 1784 durch eine Ueberschwemmung die lutherische Kirche zu **Neuwied** unbrauchbar geworden war, überliessen ihnen die Reformirten die ihrige, die Prediger beyder Gemeinen wechselten in den gottesdienstlichen Verrichtungen mit einander ab und theilten sogar brüderlich das eingehende Almosen.

In dem nemlichen Jahr vergönnte der Kurfürst von **Maynz** den Juden, ihre Kinder in die christlichen Schulen zu schicken und befahl den Lehrern, insbesondere darauf zu sehen, daß die jüdische Jugend weder von ihnen selbst, noch von den christlichen Schülern mit Verachtung, sondern immer liebreich behandelt werden möchte.

Zu **Frankfurt am Mayn** durfte bisher im Senkenbergischen Stift kein katholischer und reformirter Geistlicher bey Kranken seiner Kirche erscheinen

scheinen und sie durch seinen Zuspruch erfreuen; seit dem Jahr 1785 aber können sie so wohl in diesem Stift, als auch im Hospital zum heiligen Geist, im Soldaten-Lazareth und anderswo, kraft einer obrigkeitlichen Verordnung sie ohne Scheu besuchen, ihnen die Sakramente ihrer Kirche reichen und die katholischen Leichen sogar mit gewöhnlichen Cerimonien aus den Spitalhöfen abholen.

Die Freyherren **von Sickingen** ertheilten den Reformirten in ihrer Stadt **Landstuhl** völlig freye und uneingeschränkte Religionsübung, die sie bisher nicht gehabt hatten. Die gütige Herrschaft ließ so gar die ihnen eingeräumte katholische Kirche auf eigne Kosten herstellen, schenkte ihnen Holz, Steine und einen ansehnlichen Geldbeytrag zum Bau eines Pfarr- und Schulhauses.

In Schweden wurde den Katholiken freye Religionsübung gestattet.

An mehrern lutherischen Orten, wurden Katholiken mit allen Ehrenzeichen, die man daselbst Todten zu erzeigen pflegt, begraben und umgekehrt geschah das nemliche evangelischen Personen an katholischen Orten.

In **Erfurt** war lange her die Klage der lutherischen Einwohner, daß ihre Söhne, wenn sie

sich zu bürgerlichen Bedienungen auch noch so gut gebildet hätten, dennoch auswärts ihr Brod suchen müßten. Dieser Beschwerde hat der gütige Kurfürst von Maynz nunmehr abgeholfen und im Jahr 1787 damit den Anfang gemacht, daß er den lutherischen Herrn Doktor **Graberg** als wirklichen Regierungsrath angestellt hat, welches seit dem Jahr 1709 der erste Fall dieser Art ist.

Im Hochstift **Osnabrück** hatte das Kirchspiel **Schladenhaus**, welches etwa dreitausend Protestanten und nur einhundert Katholiken enthält, bisher nur einen katholischen Pfarrer und die Kirche gehörte den Katholiken ganz allein. Nun haben die letztern christlicher Weise zugegeben, daß die Protestanten einen eigenen Prediger ihres Glaubens anstellen und den Gottesdienst in derselben Kirche mithalten dürfen. Dagegen haben die Lutheraner den Katholiken erlaubt, in der Stadt **Fürstenau** eine Kapelle für ihren Gottesdienst zu erbauen.

Daß in den preussischen Landen allgemeine, auf Grundsätze der Philosophie gebaute Duldung herrsche, daß im Oesterreichischen diejenigen Religionspartheyen, welche bisher unter gewaltigem Druck lebten, sich nunmehr einiger Freyheit, Gott nach der Weise ihrer Väter zu verehren, erfreuen

dürfen,

dürfen, ist eine so bekannte Sache, daß ich nichts davon zu sagen brauche; und wie sehr diese Anstalten dem wahren Geist der Religion Jesu angemessen seyen und daß dieselbe Verfolgung anders denkender Menschen verabscheue, wird ohnfehlbar jeder, der gesunde Sinne hat, begreifen und also mit mir übereinstimmen, daß es — gegen vorige Zeiten betrachtet — mit uns allerdings besser wird.

Die Unwissenheit erhebt in unsern Tagen gemeiniglich ein Zettergeschrey, wenn ein oder der andere Theolog an dem und jenem dogmatischen Artikel bescheiden zweifelt, oder sich eine andere Vorstellung von einer Glaubenslehre macht, als bisher gewöhnlich war; und bedenkt nicht, daß dieses Sichten und Sieben, Zweifeln und Verwerfen ehmals so arg, oder weit ärger gewesen ist. Schon in den ersten Zeiten der christlichen Kirche gab es Gnostiker, Manichäer, Montanisten und anderesogenannte Ketzer, die die Gottheit Christi bezweifelten, den heiligen Geist bloß als Kraft oder Ausfluß der Gottheit annahmen und Parteyen machen. Schon damals zweifelte man an der Aechtheit vieler biblischen Bücher, besonders der Offenbahrung Johannis. Und überhaupt, was war im Grunde die rechtgläubige Kirche? Irgend ein Bischof hatte einen Einfall

und konnte er Partey machen, konnte er gar den Hof gewinnen, so **mußte** seine Meynung für richtig und rechtglaubig angenommen werden und jeder der anders dachte, ward von der Uebermacht der andern verketzert und verfolgt.

Als einst die Theologen sich stritten, ob Christus habe hungern **wollen**, oder hungern **müssen**, erklärte der Kaiser **Justinian** aus seiner Macht-Vollkommenheit: „er habe nicht gehungert, als wenn er habe hungern wollen"; und wer weiß, sagt **Spittler** *) was er nicht noch alles würde zu glauben befohlen haben; aber er war damals schon bald achtzig Jahre alt.

Wenn heut zu Tag die Theologen sich allenfalls über irgend etwas entzweyen, so geschieht es zwar leider noch, daß sie in Schriften, oder auf den Kanzeln einander verketzern; doch ist der Einfluß aufs Ganze entweder unbeträchtlich, oder es ist gar keiner; aber warlich damals war es ganz anders. Ueber den Satz, ob in Christo zwey Naturen

*) Seinen Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche empfehl ich allen denen, welchen jeder Zweifel neu ist und die sorgen, in unsern Tagen gehe Religion zu Grunde. Er wird sie besser belehren.

Naturen seyen, fiengen die orientalischen Mönche einen Aufruhr an, brannten und mordeten schrecklich einen jeden, der nicht zwey Naturen annahm. Die Kirchenversammlung zu Ephesus heißt darum noch jetzt die Mörderversammlung. Fünf Jahre lang verlieh die Kaiserin **Eudokia** diesem rasenden Haufen Schutz in ihrem Namen. In Aegypten war es noch fürchterlicher. Der Patriarch **Proterius**, der nur an eine Natur glauben wollte, wie eine der vorigen Kirchenversammlungen angenommen hatte, wurde todtgeschlagen. Man zerstückelte seinen Leichnam, wie Hunde trug man seine Eingeweide im Maul herum, was davon übrig blieb, wurde verbrannt und die Asche in die Luft gestreut. Die Empörungen daurten dreissig Jahre mit immer neuer Wuth fort. — Das waren die Menschen, welche unser Glaubenssystem formirten und noch verketzert man den, der anders denkt, als sie dachten. Glaubt es nicht, wenn man euch sagt: die Religion werde in unsern Tagen verdorben; es ist eitel müßiges Geschrey schwärmerischer und unwissender Köpfe. — Nichtsbedeutende Spekulationen, mystische Träume, frommen Unsinn, will unser Jahrzehend freylich nicht mehr dulden und das mit Recht; aber es dringt dagegen auf That und Handlung, auf Ausübung christlicher und geselliger Tugenden.

Wie lobenswerth ist nicht das Bestreben, die Lithurgien und Gesangbücher von mystischen, unverständlichen und dem höchsten Wesen unanständigen Ausdrücken und Spielereyen zu reinigen, aus den öffentlichen Religionsvorträgen kalte, saftlose Dogmatik zu verbannen und sie so einzurichten, daß für den Geist und das Herz des Volks wahrer Nutzen daraus entspringe! Was Gebet und Gesang für einen starken Einfluß auf das Herz haben, ist von Menschenkennern längst anerkannt, und wer ein wenig aufmerksam auf sich und andere seyn will, wird diese Beobachtung täglich bestätigt finden können. Seit zweyhundert Jahren haben die Christen Gott, sich selbst und ihre Pflichten vollkommener kennen gelernt, und weil die Sprache der Deutschen viel reiner und schöner, und unsre Dichtkunst ungleich ausgebildeter, kräftiger, edler und dem christlichen Gottesdienst angemessener geworden ist, so veranstalten mehrere für das wahre Wohl ihrer Untergebenen besorgte Obrigkeiten neue Gesangbücher. In eben der Absicht dichtete **Luther** ehmals neue Lieder, weil die Deutschen seiner Zeit eine vollkommenere Erkenntniß und eine reinere, ausgebildetere Sprache hatten, als vorher; und daß wir seit seinen Zeiten noch weiter vorgerückt sind, ist unwidersprechlich. Nur dem unwissendsten Theil des Volks, der

alles mechanisch verrichtet und bey seinem Singen und Beten nichts denkt, ist es unanstößiger zu singen:

Oefne deiner Güte Fenster,
Sende deine Wach herab,
Daß die schwarzen Nachtgespenster ꝛc.

denn jeder andere weiß, daß die Gespenster entweder Veranstaltungen boshafter Menschen, oder Betrug der Einbildungskraft sind.

Welcher vernünftige Protestant kann Gott mit gutem Gewissen noch jetzt vorsingen:

„Und wollten gleich Pabst, Kaiser, Reich,
„Uns und dein Wort vertreiben.

Oder:

„Erhalt uns Herr bey deinem Wort,
„Und steur des Pabsts und Türken Mord!

Denn, Gottlob! die Zeiten haben sich geändert und weder Pabst, noch Kaiser, weder Reich noch Türke, hindern uns in freyer Haltung unsers Gottesdiensts, und doch stehen diese Zeilen in mehrern protestantischen Gesangbüchern und werden zur Schande der Religion, zur Entehrung Gottes noch jetzt gesungen.

Ist es nicht höchst unerbaulich, in Communion-Liedern folgende Stellen zu finden:

„Komm, mein Liebster, laß dich küssen,
„Laß mich deiner nicht mehr missen.

Oder den höchst unrichtigen Gedanken über das Abendmahl:

„Wenn es denn endlich Gott gefällt,
Daß du dem armen Leben,
Und dieser falschen bösen Welt
Mußt deinen Abschied geben;
So führt dich dieses Abendmahl
Hinauf zu Gottes Freudenmahl,
Zu denen Auserwählten.

Folgende Strophen — die nicht zu den allerschlechtesten gehören — werden noch immer in protestantischen Kirchen gesungen; aus dem gegenübergesetzten, diesen Strophen ganz ähnlichen Lied, wird man hoffentlich einsehen, wie wenig sie sich in ein geistliches Lied schicken, welches nichts anders ist, als ein Gebet, das wir dem höchsten Wesen darbringen wollen:

Aus dem Lied: Wer wohl auf ist und gesund.

„Wär ich gleich wie Crösus reich,
Hätte Baarschaft liegen,
Wär ich Alexandern gleich,
An Triumph und Siegen:
Müßte gleichwohl siech und schwach
Pfühl und Bette drücken,
Würd' auch mich im Ungemach
All mein Gut erquicken?“

„Stünde gleich mein ganzer Tisch
Voller Lust und Freude,
Hätte Wildpret, Wein und Fisch
Und die ganze Weide,
Die den Hals und Schmack ergötzt,
Wozu wird' es nützen,
Wenn ich doch unausgesetzt
Müßt in Schmerzen sitzen?“

Töffel in der Jagd:

„Hätt ich Silber auch wie Heu,
Gold in allen Säcken,
Arbeit hätt ich nicht dabey,
Aber Furcht und Schrecken.“

„Hätt ich täglich Bier und Wein,
Braten auch nicht minder,
Fetter könnt ich zwar wohl seyn,
Aber nicht gesünder.
Nein, wenn mich mein Röschen liebt,
Bin ich schon geborgen;
Wem das Glücke Reichthum giebt,
Dem giebt es auch Sorgen.

Ich könnte noch Bogen voll des zweckwidrigen, elenden, spielenden mystischen, das in manchen sogenannten geistlichen Liedern, welche die Erbauung der Christen befördern sollen, steht, anführen; aber ich begnüge mich, zu fragen, ob ein Mensch von Sinnen folgende gotteslästerliche, die Menschheit entehrende Verse, ohne gerechten Abscheu singen könne, die im alten Berliner Gesangbuch stehen, welches Apitsch und seine Rotte rechtgläubig nannten und das durch das neue nicht verdrungen werden konnte? Man höre!

„Herr, ich will ja gerne bleiben,
Wie ich bin, dein armer Hund.
Hündisch ist mein Zorn und Eifer,
Hündisch ist mein Haß und Neid. ꝛc. ꝛc.
Ja, wenn ich mich recht beschau,
Halt ich mich in vielen Sachen
Aerger, als die Hund es machen.

„Ich will auch nicht mehr begehren
Als mir zukommt und gebührt;
Wollst mir nur das Recht gewähren,
Das ein Hund im Hause führt.

Ich

Ich will, wenn ich nur kann liegen
Unterm Tisch, mir lassen gnügen.
Ich will ins Verborgne kriechen,
Und hin nach der Erde riechen,
Suchen was den Hunger stillt.
Will mich freuen über allen,
Was die Herren lassen fallen.
Murren will ich auch und bellen —
Dennoch will, ohn alles Heucheln,
Ich dir auch hinwieder schmeicheln."
u. s. w.

Wer dergleichen liest, wird gewiß denjenigen Fürsten und Obrigkeiten von Herzen danken, die durch Einführung besserer Gesangbücher für die allgemeine Erbauung gesorgt haben, und wird, wenn es an seinem Wohnort noch nicht geschehen ist — wenn er kann — alles dazu beyzutragen suchen, daß jene unerbauliche und den Menschen verschlimmernde Lieder ab- hingegen die treflichen Gesänge eines **Gellert, Cramer, Schlegel, Münter, Zollikofer** und anderer, mögen eingeführt werden.

Einige Städte, welche seit wenigen Jahren ihre Gesangbücher verbessert und den alten Sauerteig abgeschaft haben, will ich hier zur Nachahmung

mung namentlich anführen. Im Jahr 1784 geschah es zu Leipzig durch die thätige Verwendung des Herrn Professor Platners daselbst, doch nur für die Universität; der reformirten Gemeine aber hat der edle Zollikofer schon früher eins gegeben.

In Heidelberg führte man zu größter Zufriedenheit der Gemeinen in beyden Stadtkirchen ein verbessertes Gesangbuch ein. Die schöne Zollikofersche Sammlung wurde in Karlsruhe durch den Prediger Kühlenthal im Sommer 1785 bey seiner Gemeine nicht nur ohne allen Widerspruch eingeführt, sondern sie dankte Gott und ihrem Lehrer für diese heilsame und auf ihr Bestes abzweckende Veränderung. In der Folge hat die lutherische Gemeine daselbst das edle Beyspiel ihrer reformirten Schwester bald nachgeahmt. — Die Einwohner des unter die Leipziger Superintendentur gehörigen Städchens Rötha nahmen, auf Herrn D. Rosenmüllers liebreiche Vorstellung, willig das obenangeführte, für die Leipziger Universitäts-Kirche gesammelte Gesangbuch an. In der Kursächsischen Stadt Großen-Hayn verwendete sich für diese nützliche Anstalt der dasige Superintendent Herr D. Schubart, und erreichte nicht nur da völlig seinen Zweck, sondern

hatte auch die Freude, zu sehen, daß man im Dorf **Krakau**, einem an der Grenze von Oberlausiz bey **Königsbrück** gelegenen Dorf, sehr bald seinem schönen Vorgang nachfolgte. — In der ganzen Herrschaft **Kirchheim** wurde das: **Fürstlich Nassauische neu verbesserte Gesangbuch zur Beförderung der öffentlichen und häuslichen Andacht**, ohne Widerspruch eingeführt. Der Magistrat der Stadt **Windsheim**, um nur eine bessere Liedersammlung unter das Volk zu bringen, achtete selbst einen beträchtlichen Kostaufwand nicht, sondern ließ es im wohlfeilsten Preis verkaufen, damit niemand über die Einführung desselben murren möchte. Das Berlinische Gesangbuch — eins der besten, die wir haben, — ist, wenn nicht in allen, doch in einigen Kirchen daselbst angenommen worden. Der Markgraf von **Anspach** hat sich ebenfalls durch die Einführung einer treflichen Liedersammlung verdient gemacht und noch an vielen Orten, die ich nicht alle nennen kann, ist es auch in diesem Punkt heller geworden.

Die Liturgien, oder die Art und Weise, gottesdienstliche Handlungen zu verrichten, sind kürzlich ebenfalls an mehrern Orten verbessert und für unsre Zeiten zweckmässiger eingerichtet worden,

wovon ich auch einige nennen will. In Fürstenthum **Sondershausen** ist die Einrichtung gemacht, daß die Episteln und Evangelien nicht mehr vor dem Altar **gesungen**, sondern **gelesen** und auch der Seegen soll **gesprochen** werden. So soll auch erlaubt seyn, während der Adventszeit neue Eheleute aufzubieten, zu trauen, auf den Hochzeiten Musik zu haben und zu tanzen, weil es keine traurige, sondern eine fröhliche Zeit ist, die wir dem Andenken des Stifters der christlichen Religion wiedmen. Dies gebot auch kürzlich der Herzog **von Gotha.**

In der Stadt **Mühlhausen** in Thüringen ist das Absingen des Lieds: **Erhalt uns Herr** :c. :c. und mehrerer anderer, welche ähnliche unschickliche Stellen enthalten, gänzlich abgeschaft worden. Das nemliche ist auch geschehen in der Reichsstadt **Ulm.***)

Was

*) Unüberlegte Schreyer nennen es „Religions-Gleichgültigkeit“ wenn man aufhört gegen den „Erbfeind der Christenheit, den türkischen „Bluthund, den höllischen Gog und Mogog“ wie man ehmals sagte, zu beten; aber Menschenfreunde werden es den aufgeklärten Fürsten und Städten danken; daß sie den scheußlichen Religionshaß zu zerstören arbeiten.

Was eben von **Sondershausen** und **Mühlhausen** gesagt ist, verordnete auch der Fürst von **Schwarzburg = Rudolstadt**, dem derselbe noch den höchst vernünftigen Zusatz machte, daß in der Fürbitte im Kirchengebet alle sonst übliche Titulaturen des hochfürstlichen Hauses wegbleiben müssen und es künftig nur heißen soll: **unser gnädigster, lieber Landesherr, Ludwig Günther, Fürst zu Schwarzburg.**

Zu **Leipzig** sind in der dasigen katholischen Kirche statt der lateinischen **deutsche** Gesänge eingeführt worden, und man bedient sich dazu der zu **Prag** 1783 für die dortige Normalschule herausgekommenen Liedersammlung.

Von **Anspach** versicherte man vor einigen Jahren, daß an einer ganz neuen, zweckmässigen Liturgie gearbeitet werde, und gewiß ist es seitdem schon geschehen.

So hat auch die Stadt **Hamburg** ein neues Gesangbuch und eine bessere Liturgie eingeführt, ohne Widerspruch der Bürgerschaft. Ein gleiches geschah zu **Quedlinburg.**

Es ist nicht auszusprechen, was für entsetzlicher Schaden der Religion dadurch zugewachsen ist, daß man es als einen Glaubensartikel aufstellte: der Teufel habe wirklich Macht und Ein-

fluß auf den Menschen. Jeder Böswicht konnte bey einer schändlichen That, der er nicht Widerstand thun mochte, sich überreden, nicht seine eigene Bosheit, sondern der Teufel habe ihn dazu verleitet. Jeder, der zum Guten keine ernstlichen Schritte thun wollte, weil es ihm einige Mühe machte, glaubte sich durch den Teufel gehindert. Und so könnt ich eine ganze Reihe von schändlichen Folgen aufzählen, die dieser Aberglaube auf das praktische Leben äußert. Man überredete sich, daß der Satan gleichsam in jedem neugebohrnen Kinde stecke, und daher mußte er bey der Taufe desselben durch den sogenannten Exorcismus ausgetrieben werden. Dieser Gebrauch schreibt sich aus denen Zeiten her, wo die Geistlichkeit sich alle ersinnliche Mühe gab, das Volk zu bereden, als wäre sie eine ganz auserwählte Klasse von Menschen und habe sogar Macht über die Geisterwelt und Gewalt, das ganze Reich des Teufels zu zerstöhren. Diese dem Geist des ächten Christenthums so ganz zuwiderlaufende Ceremonie haben manche weise Fürsten und gutmeynende Geistliche seit einiger Zeit abgeschaft. So geschah es z. B. im Jahr 1783 in der Reichsstadt Nürnberg. Im Jahr 1784 von der Reichsstadt Schweinfurt in Franken, wo das Ministerium dem Rath selber die erste Veranlassung dazu gab. 1785 im

Fürstenthum **Anspach**, mit der Erinnerung, daß wenn jemand in einer Gemeine diese Veränderung anstößig finden sollte, so möchten die Geistlichen ihn liebreich darüber belehren. — 1785. Im Fürstenthum **Rudolstadt**. Auch hier ist verordnet, daß diejenigen Eltern, welche für diese unnütze Ceremonie aus altem Vorurtheil noch eingenommen sind, solche so lange beybehalten dürfen, bis sie von ihrer Unschicklichkeit selbst überzeugt werden und daß die Geistlichen bey Gelegenheit trachten möchten, die Begriffe des Volks durch sanfte Belehrung zu berichtigen. — Der Magistrat der Reichsstadt **Mühlhausen** hat in dem nemlichen Jahr nicht nur den Exorcismus bey der Taufe, sondern auch die unschickliche **Ohrenbeichte** — wieder eine Priestereinrichtung, damit sie von allem wissen und in allem die Hände haben möchte — abgeschaft.

Es giebt außer dem Exorcismus noch mehrere Gebräuche, die sich in finstern Zeiten in die Kirche Christi eingeschlichen haben. Manche mögen bey ihrer ersten Veranlassung vielleicht ganz unschuldig, wenigstens gut gemeynt gewesen seyn, deren Schädlichkeit sich doch in der Folge offenbarte. Man fängt endlich — Gott sey Dank — an, einzusehen, daß das Christenthum in Thaten und in einer Verehrung des höchsten We-

sens im Geist und in der Wahrheit bestehen müsse und daß alle prunkende und außerwesentliche Dinge von dem einzigen wahren Zweck abführen. Es sind auch hierinn Schritte gethan worden, welche ins Gedächtnis zurückgeführt zu werden verdienen.

Im Dorf **Waghäusel** des Amts Philippsburg im Hochstift Speier, ist ein Kapuzinerkloster und zu dessen nicht geringem Vortheil ein berühmtes Marienbild, zu welchem stark gewallfahrtet wird. Dies thaten unter andern auch die Innwohner des Dorfs **Waldorf**, versäumten dadurch nicht nur ihre Arbeit, sondern die Wallfahrt zog jährlich wenigstens **zwölf unehliche Geburten** nach sich. Der katholische Pfarrer daselbst zeigte es dem bischöflichen Vikariat zu **Worms** pflichtmässig an und dieses fand die Sache wichtig genug die Wallfahrt nach **Waghäusel** der Waldorfer Gemeine zu untersagen und dem Unfug mit einemmal ein Ende zu machen.

Der neue Bischof zu **Budweis** im **Bechiner** Kreis in Böhmen beschäftigte sich, noch ehe er von Rom aus in seinem neuen Bißthum bestätiget war, damit das Volk nach und nach von sinnlichen Dingen in der Religion zu entwöhnen. Er reinigte unter andern die zu seinem Sitz bestimmte Kirche von allen unschicklichen Bildern und Zierrathen.

rathen. Er hat die geschnitzte Taube, welche über dem Haupt des Predigers angebracht ist und gemeiniglich der heilige Geist genennt wird, von der Kanzel wegnehmen lassen, um dadurch Kindern und Einfältigen die Gelegenheit zu falschen Vorstellungen von einer göttlichen Eingebung zu nehmen.

Es ist der Mühe werth, hier von dem Schaden, welchen die Sinnlichkeit in der Religion stiftet, etwas zu sagen, damit das Verdienst derer jenigen, die ihr entgegen arbeiten, um so einleuchtender werde und man auch da einsehen möge, wenn dergleichen geschieht, daß es besser mit uns werde, und man nicht Ursache habe, über Verfall des Christenthums zu seufzen.*)

Sinnlichkeit in der Religion besteht in sinnlichen Begriffen von Gott, sinnlicher Gottesverehrung, dunkeln Gefühlen und sinnlichen ungegründeten Erwartungen. Der schwache Mensch

 ließ

*) Ich empfehle hierüber nachzulesen: „Ueber „die Sinnlichkeit in der Religion eine Predigt „in der akademischen Kirche zu Erlangen ge„halten, von M. Johann Christoph Schmid „8. Erlang 1786;" woraus einige der nachfolgenden Stellen genommen sind.

ließ sich an dem unsichtbaren ewigen Wesen nicht genügen, er wollte ein Bild haben, unter dem er Gott vorstellte und leider bald für die Gottheit selbst hielt, wodurch er in den tiefsten Aberglauben gefallen ist. Auch diejenigen, die nicht so tief sanken, glaubten doch, daß der, den weder Zeit, noch Ort, noch Raum umschließt, gerne in prächtigen Tempeln und andern für heilig gehaltenen Orten wohne. Glaubten sie einmal dieses, so war der Schritt leicht, dem höchsten Wesen noch andere menschliche Schwachheiten anzudichten. Er konnte beleidigt werden, Reue fühlen, dem und jenem besonders günstig seyn, durch Geschenke, oder gar durch Blutvergießen, versöhnt werden, u. s. w. Nicht durch gute Thaten glaubt der sinnliche Mensch Gott zu gefallen, sondern wenn er gewisse einmal festgesetzte Gebräuche beobachtet, mit seinen Lippen zu gewissen Stunden Gebete herplappert und andere äußerliche Dinge des sogenannten Gottesdiensts mitmacht. Man glaubt nicht, daß man Gott mit freudigem Herzen mehr ehre, als wenn man zittert, bebt und sich beynahe bis zur Verzweiflung abängstigt; man erwartet lieber Wunder von Gott, als daß man den natürlichen Weg gienge und durch Fleis und Arbeit sich fortzuhelfen strebte. Daraus folgt, daß der sinnliche Mensch sich immer nur

mit äußerlichen Dingen, mit der Schale behilft, ohne auf den Kern zu sehen, die Gottesverehrung in sklavischen, unedeln Gottesdienst verwandelt, ohne auf gute Sitten und wahre Frömmigkeit zu sehen. Man nennt gewisse äußerliche Handlungen und Verrichtungen ausschließender Weise Gottesdienst, heiliges Werk, Frömmigkeit, und vergißt, daß es ein besseres Zeichen von eines Menschen Frömmigkeit wäre, wenn er treu seine Pflichten beobachte, rechtschaffen in all seinem Thun und Handeln wäre, als wenn er mechanisch den Gottesdienst mitmacht. Der **äußere** Gottesdienst hat bey sinnlichen Christen Werth und der **innerliche** wird nicht geachtet, ob er gleich weit schwerer ist, als jener. Auch dem niedrigsten Heuchler wird es leicht, Gebete zu murmeln, Hände zu ringen, Augen zu verdrehen und an seine Brust zu schlagen; aber schwer, gut handeln, eingewurzelte Neigungen zu verbannen, mit Aufopferung edle Thaten zu thun, falsche Ehrbegier der Rechtschaffenheit aufzuopfern, lieber als braver Mann in einer freyen Hütte zu wohnen, als in einem glänzenden Haus, worauf der Waise vergebens sein mühselig erspartes Eigenthum sucht. Der sinnliche Gottesdienst verleitet die Menschen zu glauben, sie haben in seiner Beobachtung nun alles erfüllt; er leitet zur Un-

duldsamkeit gegen die, welche äußerliche Gebräuche nicht ebenfalls mit abergläubischer Gewissenhaftigkeit mitmachen; er ist Ursache, daß man sich durch fromm scheinende Betrüger hintergehen läßt und denselben die Unschuld blos giebt, indeß man sie auf dem Weg der brünstigsten Andacht zu seyn glaubte.

Das Christenthum verlangt keine Sinnlichkeit in der Religion, vielmehr ist es derselben aufs äußerste entgegen. Christus trat unter einem Volk auf, dessen Gottesdienst voller Gebräuche war und das völlig am Buchstaben klebte. Wenn er aber irgend zu einer guten und wohlthätigen Handlung Gelegenheit hatte, so fragte er nicht erst: ob es Sabbat sey und er sie auch thun dürfe; sondern er that sie, wenn auch gleich die scheinheiligen Heuchler unter den Juden über die vermeynte Entweihung des Tages bittere Klage führten. Wollte er beten, so brauchte er keinen Tempel. Wollte er lehren, so war ihm jeder Ort, jede schickliche Gelegenheit, die sich darbot, willkommen. Er verwies den Juden ihr Anhangen am Aeußerlichen, lehrte sie, daß Gott ein Geist sey, der also auch im Geist und in der Wahrheit, das ist durch einen rechtschaffenen Wandel, verehrt werden müsse. So lehrten auch seine Apostel, und diese Lehre sucht man in unsern Tagen

wieder zu predigen. Dahin zielen die Abschaffungen leerer sinnlicher Cerimonien, wovon ich einige Beyspiele der neusten Zeiten zu geben fortfahren will.

In Sachsen — welches sich immer gegen andere Provinzen Deutschlands für weit aufgeklärter *) hält und bald jede andere mit dem Vorwurf der Dummheit stempeln möchte — werden noch an manchen Orten an Weynachten in den Kirchen sehr erbauliche Christ-Komödien gespielt. Es erscheint da ein Haufen Engel in weissen Hemden mit Flügeln und Kronen, auch Lichtern in den Händen auf dem Chor, der Kanzel und vor dem Altar. Ein Theil singt die bekannte Weissagung des Propheten und das alte Lied:

Vom Himmel hoch da komm ich her,
Ich bring euch gute nähe Mähr.

theils leuchten sie einander zu ihren Verrichtungen. Von allen Seiten strömen die Leute hinzu, das Spiel mit anzusehen und die Nacht hindurch wird

*) Nach der sehr wichtigen Meynung des vortreflichen Verfassers der deutschen Zeitung ist die so verschriene Aufklärung nichts anders, als: stufenweise Verbesserung des menschlichen Wesens. 1tes Blatt 1788.

in den Brandeweinschenken geschwärmt, bis es zur Kirche geht; da der Prediger sich denn gefallen lassen muß, vor dem bezechten Haufen, von dessen Dunst und Unfläthereyen umnebelt, er oft kaum reden kann und vor den geputzten Engeln, eine Predigt zu halten. Wo kein Pfarrer ist, muß der Schulmeister das geistliche Spiel ordnen und dirigiren, auch die lieben Engelein selbst putzen, wofür er 20 gr. bekommt. Während der Predigt mißbraucht der Pöbel das gottesdienstliche Versammlungshaus zum Tummelplatz seiner Ausgelassenheiten und Ausschweifungen aller Art.

Ob diese scheußliche, dem Christenthum und allen guten Sitten zuwider laufende Farçe noch an mehrern Orten abgeschaft ist, kann ich nicht sagen, aber das weiß ich, daß es zu Langensalza, der Hauptstadt des chursächischen Antheils von Thüringen, im Jahr 1786 geschehen ist, und hoffe zur Ehre der gesunden Vernunft, daß es da, wo es bis jetzt nicht geschah, doch bald geschehen werde.

Zu Mannheim wird die sogenannte Christmette, oder das Hochamt in der Christnacht, nicht mehr Nachts um zwölf Uhr gehalten, weil der Pöbel dieses Gottesdiensts sich nur zu Ausschweifungen bediente, sondern früh um fünf Uhr.

In

In Arnstadt war es sonst üblich, die Leidensgeschichte Jesu am Charfreytag abzusingen und auf dem Lande diese Geschichte theatralisch vorzustellen. Dieses ist schon vor 30 Jahren, jenes im Jahr 1786 verboten worden.

Im Jahr 1787 schafte der erleuchtete Kurfürst von Maynz zu Erfurt die sogenannten heiligen Gräber in der Charwoche, welche mit bunten Glaskugeln erleuchtet und mehr die Neugierde der Kinder und Ammen, als die Andacht reizten, ab. Er ließ den Statüen der Mutter des Heylandes allen alt- und neumodischen Putz und Geschmeide, worin sie sonst, wie die Bauern-Bräute prangten, abnehmen und endlich das Läuten zu Gewittern, sowohl wegen der Gefahr für die läutenden Personen, als auch wegen des Aberglaubens, daß die geweihten Glocken die Kraft hätten, den Blitz unschädlich zu machen, schon vor einigen Jahren verbieten.

Zu Pulsniz, einem von Gersdorfischen Städtchen, wurde sonst auf eine sehr unanständige Art von der Schuljugend das sogeannnte Gregoriusfest gefeyrt. Die Kinder stellten allerhand lächerliche Personen, auch Harlekine, mit großen Schnurrbärten und Pritschen vor, zogen in diesem Aufzug umher, sangen erst geistliche

Lieder und hielten dann lächerliche Reden in Versen, mit unanständigen Possen untermischt, worauf sich die Hanswürste so exerzierten, daß mancher all sein Lebelang ein Hasenfus blieb. Der Rektor mußte die Verse für einen Conventionsthaler fabriziren und die Kinder bekamen für ihre Gaukeleyen vor jeder Thüre etliche Groschen und in den Wirthshäusern Bier und Brandewein. Das eingesammelte Geld vertranken sie auch meistens und gewöhnten sich frühzeitig zum Saufen. Achtung für Religion, Sittlichkeit, Achtung für sich selbst und anders, mußten dabey nothwendig sehr leiden, daher hat der weise Rektor Richter daselbst es nunmehr abgeschaft.

Am Fronleichnamstag, dem höchsten Fest der katholischen Kirche sah man sonst einen Schwall von Mummereyen, Fahnen, hölzernen und steinernen Bildern, Figuren von Pferden gezogen, mit Kindern besetzt, allerley alt- und neutestamentliche Personen zu Fus, Bruderschaften u. s. w. Das wesentliche der Sache wurde vergessen, und nur diese Schnörkel gehegt und gepflegt. Verschiedene große Herren dieser Kirche, welche sich einmal vorgesetzt haben, die Religion von dergleichen schädlichen Nebendingen zu reinigen, haben den Sauerteig bereits weggefegt und es ist zu

hoffen,

hoffen, daß ihre löbliche Beyspiele an noch mehr Orten nachgeahmt werden.

In Salzburg war es sonst wie anderswo mehr gebräuchlich, daß die Bruderschaften die Processionen begleiteten. Damit kam es endlich so weit, daß die wirklichen Mitglieder sich in der That schämen mußten, mitzugehen und ihre Dienste von Gassenbuben und andern niedrigem Volk verrichten ließen. Ein Theil balgte sich auf der öffentlichen Straße in den vielfarbigen Kutten herum, andere stellten sich auf andere Art dem lautesten Gelächter dar; da erbarmte sich der Erzbischof; schafte die Bruderschafts-Kapuzen ab und verbot, daß jemand dergleichen religiöse Dienste durch Miethlinge sollte verwalten lassen.

In eben diesem Erzbisthum wurden sonst am Palmsonntage Palmesel herumgeführt. Besonders stund der auf dem Nonnenberg in Salzburg unter allen Palmeseln immer in größtem Ruf und Ansehen. Der Tag, wo er öffentlich ausgestellt wurde, war ein Freudenfest für Jung und Alt. Man behängte ihn um und um mit Opfern und Heiligthümern und die frommen Mütter trugen ihre Söhnchen Schaarenweise herbey, um sie auf diesem ehrwürdigen Grauen reiten zu lassen. Allein vor einigen Jahren kam der Consistorial Befehl,

fehl, und machte dem prunkvollen Eselfest auf immer ein Ende.

So gieng es auch mit der Vorstellung der Himmelfahrt Christi und der Ankunft des heiligen Geistes am Pfingstfest, welche sonst auch gebräuchlich waren und nun abgeschaft sind. Die meisten Kirchen, zumal auf dem Lande, hatten, zum Behuf der letztern Vorstellungen, in der Mitte des Gewölbes eine runde Oefnung, die man gemeiniglich das heilige Geistsloch nannte. Dahinauf wurde nun Christus durch eine Schnur allmählig aufgezogen. Sobald er droben war, pflegte man an manchen Orten Lebkuchen, gedörrtes Obst und dergleichen auf das Volk herunter zu werfen.

Während daß die Jungen im Aufklauben dieser Himmelsgeschenke am eifrigsten begriffen waren, und sich mitunter einander oft in die Haare kamen, stürzte bisweilen plötzlich ein Regenguß von oben auf sie herab und endigte so die Handlung, welche eins der wichtigsten Religionsgeheimnisse vorstellen sollte, mit einem lauten Hohngelächter.*) Bey Herablassung des heiligen Geistes

*) Mir ist ein Ort bekannt, wo es sich vor einigen Jahren bald mit einer ernstlichen Tragödie geendigt

stes geschahen oft ähnliche Possen, wie z. B. daß man statt einer Figur, die den heiligen Geist vorstellen sollte, eine lebendige weisse Taube herunterfliegen ließ.

Aufgeklärte Gottesverehrung bedarf des unnöthigen pomphaften Aufwandes nicht, womit bisher die Kirchen geschmückt worden sind und statt dessen eine Menge guter und dem Geist und Zweck des wahren Christenthums angemessener Thaten ausgeübt werden könnten. Fest von dieser Wahrheit überzeugt, sagt der würdige Erzbischof von Salzburg in seinem im Jahr 1782 bekanntgemachten Hirtenbrief, die Abstellung des unnöthigen religiösen Aufwandes, die Anpreisung des fleißigen Bibellesens, die Einführung eines deutschen Kirchengesangbuchs; dann verschiedene Pastoralverordnungen und Ermahnungen an die Seelsorger, zu würdiger Führung

geendigt hätte. – Die Bauern hatten nemlich die Gewohnheit, wenn Christus aufgezogen war, oben mit Kegelkugeln zu donnern. Während daß der Pfarrer des Dorfs noch unten stand, flog eine Kugel durch die Oefnung herab, und es hätte nicht viel gefehlt, wär er todtgeschlagen worden.

Führung ihres wichtigen Amts betreffend, folgendes, das ich für wichtig genug halte, hier auszuziehen: „Sind elternlose Waisen, ihrer ein„zigen Stütze beraubte Wittwen, mittellose, ent„kräftete Greise, durch Feuer = Wetter = und Was„serschaden Verunglückte, sind Kranke, Preß„hafte, Blödsinnige oder Vernunftlose, zum eige„nen Erwerb aus mancherley Ursachen ganz Un„fähige, sind Schamhafte von heimlicher Armuth „und Elend Tiefgebeugte, von ungerechter Ver„folgung, Haß und Neid Niedergedrückte, von „hofnungsloser Verzweiflung Entnervte, so selten „in eurem Wirkungskreise? Habt ihr nie schwere „Unglücksfälle, harte Schicksale, die ganze Ge„meinden, ganze Gegenden betrafen, allgemeine „Landesplagen, schreckliche Theurungen, die Hof„nung des Landmanns verheerende Reiffe erlebt, „wo auch die Gotteshäuser wegen ihres übrigens „zwar gewöhnlichen, aber gar vielfältig unnöthi„gen Aufwandes den äußerst Bedrängten um Nach„lassung seiner Kapitalzinse um Hülfe Flehenden „nicht trösten konnten, im Elend verzweiflungsvoll „verschmachten lassen mußten? Sind eure Schul„häuser allenthalben in zweckmässiger, den Be„dürfnissen unsrer Zeit angemessenen Verfassung? „Findet der Fleiß und die Fähigkeit der Schul„lehrer genugsame Unterstützung und Ermunte-

„rung? Leidet die Schuljugend nirgends Mangel
„an den nothwendigen Schul- und Christenlehrbe-
„dürfnissen? Fehlen nicht manche durch mässigen
„Aufwand beyzuschaffende Beförderungsmittel
„der soliden Andacht und Erbauung? Sind die
„Armen- und Krankenhäuser zur Aufnahme und
„Verpflegung der wahrhaft Bedürftigen hinrei-
„chend? Fordert die leidende, mit Elend kämpfen-
„de Menschheit nicht wirksamere Anstalten? Wäre
„nicht für manche von ihrem Gotteshaus zu weit
„entfernte Gemeine eine nähere Kirche und ein eigener
„Seelsorger höchst erwünschlich und allerdings un-
„entbehrlich? Sind nirgends Talente, Fähigkeit,
„stilles Verdienst, die durch einige Unterstützung
„hervorgezogen, ermuntert, in Thätigkeit gesetzt,
„und zum gemeinen Besten wirksam gemacht wer-
„den könnten? Kennt ihr irgends in eurem Seel-
„sorgs-Bezirke gute, gottesfürchtige, züchtige,
„wirthschaftliche Mädchen, die sich vor andern
„des ehrenvollen Berufs christlicher Mütter wür-
„dig erzeigen und ihrer Mittellosigkeit ungeachtet,
„durch eine mässige Ausstattung unterstützt, die
„Freude und das Glück eines redlichen Gatten und
„wohlerzogener Kinder und das ermunternde Bey-
„spiel ganzer Gemeinen werden könnten? Habt
„ihr in der Reihe von Jahren, die ihr, mit der
„Seelsorgerbürde beladen, durchwandert habt,
„bey

„bey eurem Studieren und Nachdenken, bey eu„ren Erfahrungen und Umgang mit einer unver„stellten und minder verdorbenen Menschengat„tung, unter den unablässigen Aufforderungen einer „unendlich reichen und mannigfaltigen Natur, die „euch näher umgiebt, gar keine Kenntnisse er„worben, die zum Besten der Gesellschaft ge„meinnützig und allgemein bekannt zu werden ver„dienten? — Bedenkt Euch, seht Euch um, „und antwortet! Wer sollte uns besser antworten „können, als ihr? Wer wäre tadelswürdiger, „als ihr, wenn ihr unsre Fragen nicht mit dem „Beyfall Eures Gewissens beantworten könntet? „So höret denn und wisset, daß, **wenn das „Unentbehrliche in euren Kirchen nicht man„gelt, wenn Reinlichkeit und Ordnung bey „eurem nothdürftigen Kirchengeräthe herscht, „alle jene Gegenstände, worüber bisher un„sre Fragen sich ausgebreitet haben, ohne „allen Vergleich wichtiger sind, als jeder „unnöthige Kirchenaufwand und weit wür„diger, als der überflüssige Flitterstaat, wo„mit man in so manchen Kirchen prangt und „eine religiöse Eitelkeit nährt.**“ — —

„Von diesen Grundsätzen belebt, haben wir „bereits in unsrer Metropolitankirche dahier mit „allgemeinem Beyfall der Vernünftigen alles weg„räumen

„räumen lassen, was den guten Geschmack belei„digt und womit die Altäre und Wände mehr über„laden, als geziert waren u. s. w."

Ueberhaupt verdient dieser ganze merkwürdige Hirtenbrief, besonders dasjenige, was darinn über Bibellesen, die Wirkung geistlicher Lieder und andere Dinge gesagt ist, von denen mit Nachdenken gelesen zu werden, welchen die Untersuchung der Frage, ob es mit dem Menschengeschlecht besser oder schlimmer werde, nicht unwichtig scheint.

Als Beförderung der reinen Lehre kann die Abschaffung des sogenannten Transsubstantiations *) Glöckchens in Leipzig angesehen werden.

Die protestantische Kirche läugnet die Verwandlung des Brods und Weins in den Leib und das Blut Christi, und doch hat man dies Läuten an einigen Orten bisher fortgetrieben, als ob man wirklich das Volk auf eine geschehene Verwandlung aufmerksam machen wollte. In Leipzig ist es durch die Bemühung des würdigen Herrn Doktor Rosenmüller fortgebracht worden.

Unter

*) Ein Ausdruck der nach kirchlichen Begriffen die Verwandlung der Hostie in den Leib Christi andeutet.

Unter die ganz unnützen Gebräuche, deren Beybehaltung mit wirklichem Schaden verknüpft ist, rechne ich auch das Tragen der Trauerkleider um unsere abgeschiedenen Verwandten. Daß dieser Gebrauch hie und da in Abnahme gekommen ist, verräth mir, daß es lichter an dergleichen Orten und folglich besser wird; denn wo wahre Aufklärung, Entfernung von Vorurtheilen und Aberglauben herscht, da ist auch Glückseligkeit. Anfänglich mag auch dieser Gebrauch, so wie viele andere, ganz unschuldig gewesen seyn, aber in der Folge hat er zu Eitelkeit, Prachtsucht, Geldaufwand u. s. w. Gelegenheit gegeben. Man zieht, weil es die Mode so will, um den Todfeind eben so tiefe Trauer an, als man sich beym Absterben eines wahren Freundes bedient. Der lachende Erbe traurt äußerlich, wie der wirklich betrübte, und also ist die ganze Sache zur leeren, nichts sagenden Ceremonie herabgesunken. Will man sich ja beym Tod eines Anverwandten eines äußerlichen Zeichens bedienen, so ist bey Mannspersonen ein Flor um den Arm und bey Frauenspersonen ein schwarzes Band um den Kopfputz, wenn man im Herzen traurt, gewiß hinreichend, und man hat nicht nöthig, Aufwand zu machen, der manchmal so weit geht, daß die häuslichen

Umstände

Umstände dabey leiden und man um dieser Eitelkeit willen sich in Schulden stecke.

In der Stadt **Hameln** haben vor ein paar Jahren sich eine Anzahl der angesehensten Familien, besonders Kaufleute, zu dem vernünftigen Entschluß vereinigt, die gewöhnliche Trauer abzuschaffen und sie auf einen Flor um den Arm bey dem männlichen, und ein schwarzes Band um den Kopfputz bey dem weiblichen Geschlecht einzuschränken.

Ein gleiches ist in der Reichsstadt **Mühlhausen** geschehen, in der herzoglichen Residenzstadt **Gotha**, wo die Familie eines angesehenen und braven Professionisten, des Bäckers und Rathsverwandten **Bieber**, nach dem Willen des verstorbenen Vaters selbst, in der vernünftigen Mode den Anfang machte.

In **Nürnberg** haben sich die sämmtlichen Patriziats-Familien auf den Vorschlag einer zur Verbesserung der Policey niedergesetzten Rathsdeputation verbunden, die mit so vielem Aufwand und Zwang verknüpfte Trauerkleidungen unter sich abzuschaffen und es so einzuschränken, wie oben von **Hameln** erzählt ist.

 Auch

Auch auf der Akademie zu **Göttingen**, um zu beweisen, daß man Weisheit nicht nur lehre, sondern auch ausübe, haben die meisten dortigen Professoren, nebst andern angesehenen Hausvätern, die bisher gewöhnliche Trauer auf einen Flor um den Arm, oder ein schwarzes Band fürs Frauenzimmer herabgesetzt.

Die Stände im Meklenburg-Schwerinischen bewilligten auf dem Landtag die Einschränkung der Trauer; und eine musterhafte Leichen- und Trauerordnung ist in der Reichsstadt **Heilbronn** und den Fürstlich-Oettingischen Landen gemacht worden.

Ich will noch einige rühmliche Bemühungen, den Aberglauben zu stürzen, anführen, und dann auf einem andern Standpunkt untersuchen, ob es mit dem menschlichen Geschlecht in unsern Tagen besser oder schlimmer werde.

Die erste und hauptsächlichste Quelle des Aberglaubens ist **Unwissenheit**.

Wer z. B. die Entstehung eines Gewitters nicht zu erklären weiß, ist sehr leicht zu überreden, daß der Teufel, oder eine Hexe es errege, oder daß das Hagelwetter an den Feldfrüchten Schaden thue, wenn ein Selbstmörder auf dem Gottesacker begraben liegt, u. s. w.

Aus

Aus dieser Unwissenheit entspringt Leichtglaubigkeit, daß man nicht mehr untersucht, ob etwas wahr oder falsch sey, sondern geradezu ohne Prüfung blindlings glaubt. Hat man endlich noch falsche Begriffe von Religion, dann steht der Aberglaube in seiner ganzen Stärke da, und es ist nicht zu sagen, was für entsetzlichen Schaden er anrichtet. Es ist noch Kleinigkeit, wenn Cometen und Sonnenfinsternisse für Vorboten göttlicher Strafgerichte angesehen und bey ihren Erscheinungen alle sonst erlaubte Lustbarkeiten verboten werden. Der Aberglaube geht viel weiter. Wer darüber ein wenig nachdenkt, wem vielleicht aus der Geschichte oder Erfahrung Beyspiele dieses Schadens bekannt sind, der wird, wenn er weiß, daß man dem Aberglauben entgegen arbeitet, mit frohem Herzen ausrufen: Gott Lob, es wird besser.

Nur ein einziges Beyspiel, was für schreckliche Zerrüttungen der Aberglaube anrichten kann, will ich hier aus dem dritten Theil des **Zöllnerschen Lesebuchs für alle Stände** beybringen.

In Pomerellen liegt unter der Jurisdiktion des Landvogteygerichts zu **Koniz** oder **Choiniz**, das Dorf **Ostowo**, dessen Einwohner außer eini-

gen Bauern, Edelleute sind, die sich vom Ackerbau nähren. Einer von diesen, Andreas von Zabinsky, hatte dem Bauer Matthias Kapka ein Gärtnerhaus vermiethet, wodurch die Familien von beyden in nähern Umgang gekommen waren. Unter Leuten von so eingeschränkten Begriffen, bey denen folglich auch jede Begierde äußerst heftig ist, kann es nicht leicht an Gelegenheiten zu Zänkereyen fehlen, welche freylich gemeiniglich unerheblich genug sind; allein eben deßwegen mit vieler Bitterkeit von beyden Seiten geführt werden. Auch hier war dies der Fall. Die Frau des Edelmanns merkte an, daß sich allerhand kleine Unglücksfälle in ihrer Wirthschaft zutrugen, seitdem die Kapka in ihrem Haus wohnte, und manche derselben mochten sich gerade, nach einem vorgefallenen Zwist unter ihnen beyden, ereignet haben. Dadurch gerieth sie auf den Argwohn, daß die Kapka eine Hexe sey, und sich durch Zaubereyen zu rächen wisse. Folgender Zufall bestärkte sie in dieser Meynung und wurde die nähere Veranlassung zu einer höchst traurigen Geschichte.

Agnes, die Tochter des von Zabinsky, wurde unter vielen Schmerzen an dem rechten Knie und Schenkel lahm. Der Arzt versicherte zwar, daß dies eine blosse Folge von gichtischer

Materie

Materie sey, die sich an diesen Theilen abgesetzt habe; allein die Mutter war nicht davon zu überzeugen. Sie behauptete, es sey eine unnatürliche Krankheit, die keinen andern Grund, als die Zauberey der **Kapka** haben könnte, zumal da kurz vorher zwischen ihr und dem Fräulein **Agnes** ein Streit vorgefallen seyn sollte. Was bedurfte es mehr Beweise für ihren Argwohn? Sie nahm daher auch weiter keinen Anstand, die Bauerfrau im ganzen Dorf für eine Hexe zu erklären.

Bey dieser Rache ließ sie es indessen nicht bewenden, sondern zeigte den ganzen Vorfall, samt allen ihren Vermuthungen und Schlüssen, dem Dorfschulzen **Albrecht von Kowalewsky** an und verlangte von ihm, daß er das ganze Dorf zusammen berufen und in Gegenwart desselben an der **Kapka** die Wasserprobe sollte machen lassen. Der Schulze weigerte sich anfänglich, ihrem Gesuch zu willfahren, und damit er sie nur vor der Hand los würde, wandte er ein, daß man dazu wärmere Witterung abwarten müßte. Als aber endlich am 13 März 1779 ein gelinder Tag einfiel; so wiederholte sie ihre Vorstellungen so dringend, daß der Schulze seine Einwilligung gab.

Sogleich veranstaltete die **von Zabinsky**, daß die sogenannte Schulzenkeule, als das Zeichen von einer angesetzten Dorfversammlung, im

Ort umhergeschickt wurde, und gegen Mittag waren bereits die meisten Einwohner beym Schulzen versammelt.

Nach einer kurzen Erzählung des Falls und einer noch kürzern Ueberlegung, was zu thun sey, wurde Andreas von Zabinsky, nebst seinem Sohn Franz und etlichen Bauern, nach dem Hause, worinn die Kapka wohnte, förmlich abgeschickt, um sie vor die Versammlung zu stellen und durch die Wasserprobe auszumitteln, ob sie wirklich eine Hexe sey, oder nicht. Die erschrockene Frau wurde fortgeschleppt und nach einem kleinen Teich geführt, welcher ohngefähr tausend Schritte vom Dorf liegt, etwa zweyhundert Schritte im Umkreise und zwanzig Schritte in der Breite hat, aber nahe am Ufer schon über Mannslänge tief ist.

Hier zog sich die Unglückliche, auf Verlangen der beyden Zabinsky, bis aufs Hemde gutwillig aus, jedoch legte sie das sogenannte Skapulier nicht ab, welches ihr aber ihre Anklägerin abriß, indem sie sagte: „Du H—, du Hexe bist nicht werth, das Bildniß der heiligen Mutter Gottes zu tragen.“ Eben diese besprengte darauf den Teich mit Weihwasser und ihr Sohn band der vermeynten Hexe die Hände und Füsse mit Stricken

von

von Stroh kreuzweise zusammen. Der Schulze ließ sie hierauf auf ein drey Ellen langes und eine Elle breites Brett setzen; an dies Brett befestigte **Franz von Zabinsky** einen langen Strick, warf ihn seinem am entgegengesetzten Ufer stehenden Vater zu und dieser zog sodann das Brett mit der **Kapka** ins Wasser. Sie fiel indessen gleich am Ufer von dem Brett ins Wasser; die Strohstricke lößten, da sie naß wurden, sich auf, und so kam sie, frey von ihren Banden, wieder glücklich ans Land.

Da dieser schlecht abgelaufene Versuch die Edelleute nicht zufrieden stellte, so wiederholten sie denselben zum zweytenmal, und er endigte sich wider damit, daß die Frau, wie das erstemal, ans Land schwamm. Die meisten Anwesenden machten sich nun auf den Rückweg nach dem Dorfe; denn daß sie nicht untersank, dünkte ihnen ein hinlänglicher Beweis, daß die im Wasser geprüfte eine wirkliche Hexe sey.

Ihr Mann, der mit ihr ein und zwanzig Jahre in einer zufriedenen Ehe gelebt hatte, war bis jetzt ein müssiger Zuschauer des ganzen Auftritts gewesen, weil er sich der Gewalt nicht widersetzen konnte, auch im Dorf keinen Freund fand, der ihm beygestanden hätte. Da er aber

nun sah, daß man seine Frau für schuldig erklärte, so gieng ihm das von Herzen nahe und er kannte kein anders Mittel, ihre Unschuld, von der er sich selbst zur Genüge überzeugt hielt, zu beweisen, als die Wiederholung der Probe, an deren Zuverläßigkeit er nicht im geringsten zweifelte. In dieser Meynung lief er dem zurückgegangenen Haufen nach und forderte sie sämmtlich, besonders die Zabinskysche Familie, auf, die angefangene Prüfung seiner Frau zu vollenden, sie besser zu binden, sie mitten auf den Teich zu ziehen und sodann ins Wasser zu werfen.

Jene kehrten wieder um und banden die arme Frau mit hanfenen Stricken kreuzweise zusammen. Die beyden Zabinsky nahmen sie unter die Arme, wadeten mit ihr in den Teich und warfen sie sodann so weit vom Ufer, als sie konnten. Ein anderer Edelmann stieß sie hierauf mit einem langen Stab in die Mitte des Wassers. Die nun zum drittenmal der Probe unterworfene bejammerswürdige Frau schwamm eine geraume Zeit auf dem Bauch in dem Teich umher, bis sie endlich vermittelst eines an ihr befestigten Stricks wieder herausgezogen und losgebunden wurde. Ihre Kräfte waren erschöpft; allein das grausame Verfahren ihrer Feinde hatte sie in eine Art von Wuth gesetzt, so daß sie nach einer kurzen Ruhe freywillig ins

Wasser

Wasser sprang und erst, nachdem sie wohl eine Viertelstunde umhergeschwommen war, wieder ans Ufer kam.

Hierdurch hielten sich nun die anwesenden Edelleute völlig überzeugt, daß sie eine Hexe sey und glaubten sich deswegen zu jeder Grausamkeit gegen sie berechtigt. Fast alle, vornemlich aber die Zabinskysche Familie, schlugen sie mit großen Stöcken und Ruthen, ohne Vorsicht, wohin sie trafen, und verlangten, daß sie die Agnes entzaubern sollte. Nachdem sie sie, ihrer Meynung nach, genugsam gemartert hatten, vereinigten sie sich sämmtlich dahin, daß diese Hexe nicht wieder in das Dorf zurückkommen dürfte.

Die gemißhandelte Frau hörte nicht auf, ihre Unschuld zu betheuren und um Erbarmen zu flehen. Sie bat nur, man möchte sie aufrichten und auf die Füsse bringen; auch das wurde ihr versagt. Einer von den Edelleuten nahm durch ihre Bitten sogar Gelegenheit, sie noch einmal mit dem Stock, so lange bis er sprang, zu schlagen und sie dann mit dem in der Hand behaltenen Stück ins Gesicht zu stoßen, wobey er ihr sagte: „steh auf, Bestie! und zieh dich an.“

Müde, einem Schauspiel zuzusehen, welches ihnen wahrscheinlich nicht mehr Abwechslung genug hatte, giengen die Versammelten nun in das Dorf zurück und ließen die mit Blut bedeckte, dem Tod nahe gebrachte Frau, ohne alle Hülfe, unter freyem Himmel, in der Abendkälte liegen. Endlich kamen ihre beyden Töchter, die eine von vierzehn, die andere von eilf Jahren, welche sich so lange vor der Menge gefürchtet hatten, durch den Jammer ihrer Mutter gerührt, griffen ihr unter die Arme und führten sie bis an die äußersten Zäune des Dorfs, wo sie vor zu großer Schwachheit liegen blieb, ohne daß sich weiter jemand um sie bekümmert hätte.

Gegen Abend wurde von sämmtlichen Edelleuten des Dorfs beschlossen, sie über die Grenze zu bringen. **Franz von Zabinsky** spannte zu dem Ende den Mistwagen seines Vaters an, legte die von allen verlassene Frau darauf und fuhr in einer zahlreichen Begleitung mit ihr hinweg. Unterwegs gab er ihr immer noch die empfindlichsten Peitschenhiebe und seine Mutter schrie ununterbrochen: sie sollte die Agnes entzaubern. Sie waren bereits ziemlich weit mit ihr gefahren, als das Brett des Wagens, worauf sie lag und mit demselben sie selbst auf die Erde fiel. Sie weinte heftig und bat aufs flehentlichste, sie nicht so

hülflos

hülflos, ohne Kleider, vor Kälte erstarrt, mit Wunden und Striemen bedeckt, auf freyem Felde liegen zu lassen; allein alle Anwesende blieben fühllos und giengen nach dem Dorf zurück.

Während dieser Zeit hatte ihr Mann, der sie aus Furcht vor den ihm angedrohten Schlägen verlassen hatte, zu Hause allerley Ueberlegungen gepflogen. Die angestellte Wasserprobe hatte ihn in der Ueberzeugung von der Unschuld seiner Frau wankend gemacht. Vornemlich trug dazu viel das übereinstimmende Urtheil der Edelleute und des Schulzens bey, denen er doch zutraute, daß sie die Sache verstehen müßten. Er fieng an sich vor ihr, als vor einer Hexe, zu fürchten und getraute sich wenigstens nicht, ihr zu Hülfe zu kommen, da er sah, wie allgemein der Haß und die Wuth gegen sie war. Als er sich aber dagegen vorstellte, daß die treue Genossin seines Hauses, mit der er eine ganze Reihe von Jahren hindurch so zufrieden gelebt hatte, in einem so äußerst elenden Zustand, vielleicht noch immer fort den Mißhandlungen ihrer Peiniger ausgesetzt wäre; so überwand Mitleiden, Erbarmung und Zuneigung jede andere Regung des Gefühls. Er nahm so viele Kleider, als er für nöthig hielt, mit sich und gieng dem übrigen Haufen nach. Diesen fand er schon auf dem Rückwege; er vermied es, von ihnen

nen bemerkt zu werden und fand bald darauf seine Frau auf dem Wege, ausser Stand zu sprechen. Sie röchelte bloß noch und aus der Nase und dem Mund floß häufiges Blut. Alle Mühe, die er sich gab, sie aufzurichten und anzukleiden, war vergebens; sie rang bereits mit dem Tode. In einer Art von Verzweiflung gieng er nach Hause zurück, nachdem er sie mit Kleidern bedeckt hatte, und da er etwa anderthalb Stunden nachher wiederkam, fand er sie todt.

Auf diese so grausame als traurige Art mußte die bedaurenswürdige Frau, welche nach der Aussage aller abgehörten Zeugen, jederzeit ein stilles und ehrbares Leben geführt hatte, und die bloß durch Zufälle und durch die dumme Bosheit der **Zabinskyschen** Familie in den Verdacht der Zauberey gekommen war, ihr Leben beschließen, nachdem sie unmenschliche Martern erduldet hatte. Ihr hinterlassener Mann war ausser sich. Er lief zum Pfarrer zu **Wiehle**, um ihm den Vorfall anzuzeigen und sich Beruhigung und Trost zu suchen. Dieser gab dem Landvogteygericht zu **Koniz** davon Nachricht, welches sogleich die Verbrecher der Untersuchung unterwarf.

Die **von Zabinsky** hatte Gelegenheit gefunden, zu entkommen, und damit der Strafe,

die

die ihrer Bosheit gebührte, zu entgehen. Es sind indessen die nöthigen Maßregeln genommen worden, ihrer wiederum habhaft zu werden. Das endliche Gutachten des Cammergerichts zu Berlin verurtheilte die übrigen Mitschuldigen des Mordes zur Vestungsarbeit auf vier, drey und zwey Jahre, auch auf noch kürzere Zeit, je nachdem sie mehr oder weniger Antheil an den gegen die Verstorbene ausgeübten Grausamkeiten hatten. Der hohe Grad von Einfalt, der Aberglaube, die Rauhigkeit der Sitten und die tief eingewurzelten Vorurtheile, samt dem Mangel der Ueberlegung, welche allenthalben in der ganzen Geschichte hervorleuchten, bewogen billig die Richter zu einer solchen Milderung der Strafe.

Es ist aus gerichtlichen Akten bekannt gemacht worden, daß man im Jahr 1515 zu Genf innerhalb drey Monaten fünfhundert Menschen, als der Zauberey verdächtig, verbrannt hat. Fast in jedem Land kamen jährlich einige hundert im Feuer um, und man findet, daß darunter Fürstinnen und Personen allerley Standes gewesen sind. Einige tausend Menschen lebten blos von dem Gehalt, den sie als Hexen-Inquisitoren und Aufsucher der Verdächtigen von der Obrigkeit hatten.

Im

Im Trierischen allein sind im sechzehnten Jahrhundert in wenigen Jahren sechstausend fünfhundert Manns- und Weispersonen, worunter so gar Mönche und Nonnen waren, ohne rechtliches Erkenntniß, durch die Inquisition verbrannt geworden. In Lothringen kamen in einer Zeit von funfzehn Jahren neunhundert Personen in den Flammen um. In ohngefähr dreissig Jahren entdeten zu **Quedlinburg** wenigstens vierzig Personen ihr Leben, als Hexen, im Feuer, und ein Mann, der Gelegenheit hatte, die Gerichts-Protokolle selbst zu sehen, meynt, daß man — ohne die Sache zu übertreiben — leicht sechzig annehmen könnte. Und so wären also in jedem Jahrhundert an diesem einzigen Orte ohngefähr 133 Personen als Hexen verbrannt worden und in einem Zeitraum von 650 Jahren wenigstens achthundert sechs und sechzig Menschen.*) Wenn nun nach dieser Berechnung in einem so kleinen Bezirk Deutschlands, welcher kaum eilf bis zwölftausend Menschen in sich faßt, in einem Jahrhundert auf hundert drey und dreissig Personen als Hexen hingerichtet sind, so beträgt dieses in der ganzen christlichen Kirche auf jedes Jahrhundert 858, 454 und

*) *Voigt* etwas über die Hexenprozesse in Deutschland. Berlinische Monatschrift April 1784.

und auf eilf Jahrhunderte neun Millionen vierhundert zwey und vierzig tausend neun hundert vier und neunzig Menschen.

Erst im Jahr 1782 ließ der reformirte Antheil der Obrigkeit des Schweizercantons Glarus eine wegen vermeynter Hexerey eingezogene Weibsperson, Namens Anna Göldin, aus der Herrschaft Sex, im Zürchischen, gebürtig, mit dem Schwerd hinrichten. Die Nachbarn von Glarus grämten sich über das Beginnen, und der würdige Oberpfarrer, Herr Ulrich, zu Zürich, schrieb an den Pfarrer Zwingli, zu Glarus, der den Hexenprozeß hauptsächlich beförderte, die Herren möchten sich bedenken, die Sache genau untersuchen und nicht Helvetien dem Hohngelächter der Welt Preis geben, denn es müßte Betrügerey vorbey gehen, da ja bekannt sey, daß Hexerey ein bloßes Hirngespinnst wäre; allein das war ohne Wirkung. Der wohlehrwürdige Mann schrieb zurück: daß man sich in seinem und seiner gnädigen Herren Namen höchlich verwundere, wie der Herr Oberpfarrer an Hexerey zweifeln könne und daß man ihm verweise sich in fremde Händel zu mischen. Anna Göldin wurde also, dem gesunden Menschenverstand zum Trotz — enthauptet.

So entsetzlich wüthet der Aberglaube. Heil also allen den würdigen Menschen, welche die Fackel der gesunden Vernunft angezündet haben und noch täglich anzuzünden bemüht sind. Wenn auch Undank und Verkennung bey all diesen redlichen Strebungen — wie gemeiniglich — ihr Lohn ist, wenn sie gehaßt, verfolgt und geschmäht werden, von einem ungeschlachten Volke; so wird doch die Nachwelt, die gerechte Richterin wahrer Verdienste, ihre Namen mit dankbarer Achtung nennen; es tröste sie der erhabene Gedanke, daß kein Saamenkörngen des Guten ganz verloren geht, sondern bessern Tagen zu reifen aufbehalten wird; daß sie nicht vergebens arbeiten, auch wenn sie bey ihrem Leben keine Früchte ihrer Mühe sehen sollten und dann das Beyspiel desjenigen, der wohl mehr für Licht, Wahrheit und Aufklärung gethan und gelitten hat, als wir je thun und leiden werden und der doch nie müde ward, sondern in seiner Arbeit, das Menschengeschlecht zu einer höhern Stufe von Vollkommenheit zu führen, rastlos fortgieng.

Unter die Anstalten, welche in Deutschland mit gutem Erfolg getroffen worden sind, um dem Aberglauben seine Herrschaft zu entreissen, gehören unstreitig nebst vielen andern vorzüglich die **allgemeine deutsche Bibliothek** und Berlini-

sche **Monatsschrift**, Werke, die — wenn sie auch kein anders Verdienst hätten — das sich unstreitig erworben haben, daß sie Aberglauben aller Art dem öffentlichen Gelächter Preis gaben und mit den schärfsten Geiselhieben züchtigten. Die schon mehrmals von mir rühmlich genannte **deutsche Zeitung** hat sich ebenfalls in dieser Rücksicht nicht gemeine Vorzüge erworben. Ich möchte ferner Lesern aus allen Volksklassen ein paar Bücher zu ihrer Aufklärung laut empfehlen: **das Grab des Aberglaubens von Keller** und die **Monatsschrift für allerley Leser von Hermes und Göze**. Gegen den Glauben an Hexen haben der verstorbene Theatiner **Don Ferdinand Sterzinger** und erst noch kürzlich Professor **Weber** in Dillingen mit Muth und Eifer gestritten.

Vor wenigen Jahren herrschte in Berlin noch der Aberglaube, daß man das von einem tollen Hund gebissene Vieh dadurch vor dem Ausbruch der Wuth sichern könne, wenn man es mit dem Scharfrichters Schwerd blutrünstig mache. Diese tolle Meynung ist nun bey Strafe verboten worden, weil dadurch die Leute gehindert wurden, zur Verhütung des entstehenden Schadens bessere Mittel anzuwenden und weil durch sie zu den schrecklichsten Unglücksfällen Anlaß gegeben ward.

In dem Hospital zu Leipzig pflegten sonst die Hospitalweiber jährlich am Tage Johannis des Täufers ein hölzernes Bild auszuputzen und aufzustellen, welches das **Johannismännchen** hieß. Ganze Schaaren der Einwohner Leipzigs wallfahrteten dahin, um sich lustig zu machen. Viele hörten die Hospitalpredigt und nicht wenig Mädchen schöpften stillschweigend aus einem gewissen Brunnen, der schön machen soll, wenn an diesem Tag daraus geschöpft wird. Die Hospitalpächter haben von je her geglaubt, daß unter diesem Bilde Butter gemacht werden müsse, wenn sie anders gerathen soll. Dies Männchen ist nun abgeschaft.

Elchingen, eine freye Reichsabtey Benediktiner Ordens in Schwaben, war seit mehr als sechzig Jahren im Ruf, die größten Teufelsbanner zu besitzen. Der erste, welcher sie in diesen Credit setzte, war **Pater Marzius**, sein Nachfolger **P. Placidus**, auf diesen kam **P. Nepomuk** und endlich der größte unter allen, **Pater Ulrich.** Aus ganz Schwaben zogen Menschen von allen Ständen dahin und es vergieng beynahe kein Tag, wo nicht ein Mensch, oder ein Stück Vieh gebracht wurde, aus dem der Teufel getrieben werden sollte. Man versichert, daß dem Prälaten dies Gewerb jährlich über tausend Thaler

ler soll eingetragen haben. Wenn dies letztere wahr ist, so gereicht es ihm zu desto grösserer Ehre, daß er nach dem Tod des Pater Ulrich ihm keinen Nachfolger gesetzt, sondern in seinem Gebiet der Teufelsbannerey auf einmal ein Ende gemacht hat.

In Berlin lebte vor einigen Jahren ein Windbeutel, Namens Paul Erdmann, der seit vier und zwanzig Jahren das Wahrsagerhandwerk aus Karten und Planetenbüchern trieb und manche Leute sowohl um ihren Verstand, als um ihr Geld brachte. Die weise Policey strafte ihn wegen seiner Betrügereyen mit achttägiger Gefängnisstrafe, und endlich sank durch die Bemühung aufgeklärter Männer sein Credit so sehr, daß er von Berlin gar wegziehen mußte, wenn er nicht mit all seiner Kunst endlich betteln gehen wollte.

Vor einigen Jahren machte eine Prophezeihung eines verstorbenen Superintendenten, Namens Ziehen, großes Aufsehen und gab zu Furcht und Aberglauben Anlaß. Dieser Mann wollte wissen, daß vom Jahr 1779 bis 1786 der Erde große Veränderungen bevorstünden. Mähren würde binnen dieser Zeit von Oesterreich, Böhmen von Baiern, Baiern von Oesterreich und Tyrol und die Alpen von Deutschland getrennt werden. Ein

Erdbruch würde mitten durch den Bodensee gehen, das südliche Europa vom nördlichen trennen, den Rhein und andere Flüsse verschlingen. Ein ähnlicher Bruch würde im westlichen Europa geschehen, das Wasser im brittischen Kanal und in der Nordsee würde daher so niedrig stehen, daß die Schiffe auf dem Grund sitzen blieben, und auf dem festen Land würden bey siebentausend Ortschaften zu Grunde gehen. — Gleich waren Menschenfreunde bey der Hand, welche den Glauben an diesen Lügenpropheten, der dem armen Volk seine Ruhe raubte und zu unzähligen Schwärmereyen Anlaß gab, zu nehmen suchten. Das that Herr Professor **Lichtenberg** zu Göttingen, der aus astronomischen Gründen die Prophezeihung öffentlich widerlegte. Mehrere rechtschaffene Prediger hielten die Sache für wichtig genug, sie auf die Kanzel zu bringen und ihre Ungereimtheit zu zeigen, unter denen ich den General Superintendenten **Dahme** zu **Clausthal** am Harz und den bekannten **Lavater** zu Zürich in der Schweiz vorzüglich nenne. Letzterer zeigte erst den Ungrund der Weissagung ganz deutlich und setzte dann die Gründe, mit welchen der Christ sich gegen alle Furcht des Künftigen wafnen muß, vortreflich aus einander. Eine Stelle daraus, ob sie gleich den Lesern schon bekannt seyn könnte, ist mir zu lieb,

als daß ich sie nicht hier noch einmal sollte abdrucken lassen. Er sagt: „Was unterscheidet den „Weisen und den Thoren? Der Thor bekümmert „sich um sein künftiges Schicksal und nicht um „seine gegenwärtige Pflicht. Der Weise ist „immer treu seiner nächsten Pflicht und ruhig „in Ansehung seines künftigen Schicksals. Hier„an prüfe deine Weisheit oder Thorheit! Je „mehr du dich bemühest, zu thun, was du thun „sollst: desto weniger darfst du um dein künftiges „Schicksal besorgt seyn. Deine Pflicht ist deine „— dein Schicksal Gottes Sache. Gott wird „an sich nichts fehlen lassen, wenn du nichts auf „deiner Seite fehlen lässest.“

Diese Predigt ließ der vortrefliche Markgraf von Baaden in Carlsruhe auf seine eigene Kosten drucken und zum Theil umsonst austheilen, weil es ihm wehe that, daß seine von ihm geliebten Unterthanen sich mit einer vergeblichen Furcht quälen sollten, und der menschenfreundliche Magistrat der Stadt Straßburg hat das nemliche gethan.

Aberglaube und Mißverstand verleiteten bisher die jüdische Nation, mit ihren Abgestorbenen so geschwind als möglich unter die Erde zu eilen. Da es nun unter den Aerzten ausgemacht ist, daß

manchmal bey einem Menschen eine dem Tod ähnliche Schwachheit sich äußern kann *) und mancher Gefahr laufen möchte, lebendig begraben zu werden; so haben nicht nur einige weise Fürsten der Judenschaft die frühen Beerdigungen nachdrücklichst untersagt, z. B. der Herzog von Meklenburg-Schwerin, der Kaiser und andere, sondern selbst ein Gelehrter unter ihnen, Doktor **Marcus Herz**, in **Berlin**, hat seine Glaubensgenossen zu bewegen gesucht, den Aberglauben zu verabschieden, die Strenge der Gesetze, welche sich nur auf Meynungen einiger Rabbinen gründet, zu mildern und der Menschlichkeit zu lieb — um die man sich freylich sonst wenig bekümmert hat, so bald Religions-Vorurtheile sprachen — jenen Gebrauch abzuschaffen. Auch die Verfasser der hebräischen Monatsschrift: **der Sammler**, die zu Königsberg von einigen jüdischen Gelehrten herausgegeben wird, haben sich gegen diesen Gebrauch erklärt und seine Abschaffung gewünscht.

Wie lange stund nicht das räuberische Gesindel, welches unter dem Namen der Egypter oder

Zigeuner

*) Man hat Beyspiele, daß sie 5—6 Tage gedaurt haben. S. das Noth- und Hülfsbüchlein, welches ich sehr empfehle.

Zigeuner bekannt und ein Auswurf der niedrigsten Volksklasse aus Hindostan ist, im Credit, als wenn es fähig wäre, in die verborgenen Plane Gottes hineinzusehen und die Schicksale zu weissagen, welche in der Ferne auf uns warten. Es gehört nur halber Menschenverstand dazu, zu begreifen, daß alle ihre Kunst Lug und Trug und nur allein auf Geldschneiderey angesehen sey. Unter des berüchtigten Hannikels Bande, welcher 1787 zu Sulz hingerichtet worden, befand sich unter andern auch eine Weibsperson, Mantua, welche durch Wahrsagen in einem Hause zu Stuttgard vor einigen Jahren sechs doppelte Karolins und neunzig Gulden bey einem Bauern im Ehlenboger Thal erwischte. Nach und nach wird denn doch der Glaube an die Wahrsagergabe dieser vorgeblichen Egypter, wie so manche andere Fratzen, von der Vernunft verdrungen. Man lacht hie und da über ihre Prophezeihungen, weil man angefangen hat, die auffallendsten Widersprüche darinn zu finden.

Es ist noch nicht gar lange, daß man den Zigeunern wohl andere Wunderkräfte zutraute, als ob sie selbst nach ihrem Tode noch Herren über die Natur, oder wenigstens besondere Lieblinge des Himmels wären. Im Bayreuthischen z. B. hatte das gemeine Volk das Vorurtheil, daß an

einem Ort keine Feuersbrunst entstehen könne und dürfe, wo ein Zigeuner begraben liege. Der Zigeuner, welcher dies versicherte, dachte sich unter dem Wort Ort ganz gewiß nichts anders, als sein Grab, und daß es da nicht brennen werde, ist mehr als wahrscheinlich; allein die Leichtglaubigen verstunden dies vom ganzen Städtchen.

Die Erfahrung hat aber auch diesen Aberglauben erst vor ein paar Jahren in dem Städtchen Arzberg, wo ein Zigeuner begraben lag und der Glaube an seine feuerbannende Kraft fast allgemein war, zerstört. Es entstund ein Brand, den nicht der todte Zigeuner, sondern die Thätigkeit und geschickte Anstalten der lebenden Bewohner des Orts bald gedämpft hat.

Ich habe schon oben bey Gelegenheit etwas von der ehmaligen Macht der Päbste angeführt, aber wer weiß nicht, wie tief sie jetzt zum Besten der Menschheit gesunken ist! Ganz Europa weiß es, daß Pius VI vergebens nach Wien gereist sey, um die wohlthätigen Einrichtungen des Kaisers zu hintertreiben. Ehemals würde ein tüchtiger Bannstral aller Fehde ein Ende gemacht haben; allein seitdem die Ableiter erfunden sind, weiß man den Bliz ruhig in die Erde gehen zu lassen. Diese große Veränderung, zwar schon

lange vorbereitet, ist doch seit dem Sturz des Jesuiterordens erst recht erfolgt. Es ist demnach der Mühe werth, von diesem Orden etwas mehrers zu sagen, um noch besser einzusehen, wie sehr man Ursache habe, zu glauben, auch dieser Schritt sey ein Beweis, daß es in der Welt besser und heller werde.

Ein dürftiger spanischer Edelmann, **Don Inigo (Ignazius) Bojola**, dem in der Belagerung von **Pampelona** sein Bein zerschmettert wurde, stiftete diesen Orden im Jahr 1540, der sich zwey volle Jahrhunderte hindurch im Staat und in der Kirche sehr mächtig erhielt, fast alle wichtige Angelegenheiten nach seinen Absichten vollführte, und entweder durch seine Hülfe, oder durch seinen Widerstand lenkte. Sie bemächtigten sich des Unterrichts der Jugend und des Beichtstuhls bey Großen Herren, weil sie wohl wußten, wie viel sie auf beyden Wegen wirken konnten. Unter dem Vorwand, ausländische Nationen zur christlichen Religion zu bekehren, erhielten sie von den Höfen Erlaubnis, mit diesen Nationen Handel treiben zu dürfen und thaten es in Ost- und Westindien. Sie erwarben sich feste Sitze und hatten in dem mittägigen und festen Land von Amerika eine weitläufige Provinz, wo sie als unumschränkte Herren über einige hundert

tausend Unterthanen herschten. Um sich die Menschen immer geneigt zu erhalten, so führten sie eine sehr leichte und geschmeidige Moral ein, die den Leidenschaften schmeichelte, Laster beschönigte; Fehler duldete und die strafbarsten Handlungen rechtfertigte.

Sie ergötzten die Sinnlichkeit des Volks mit Theaterpomp bey öffentlichen Processionen; sie erdichteten Mirakel hysterischer Nonnen und dummer Mönche; sie vertheidigten den Königsmord und thaten allen möglichen Vorschub, Monarchen aus dem Weg zu räumen, die ihrem Interesse entgegen stunden; sie setzten sich aus allen Kräften der Duldung entgegen und erregten Kriege und Verfolgung.

In Portugall, Spanien, Frankreich, Neapel und Parma, wo ihre schändliche Thaten zuerst ans Tageslicht gezogen wurden, jagte man sie zuerst aus, und zuletzt verlangten die großen Herren, müde sich und ihr Volk den jesuitischen Ränken Preis zu geben, die Aufhebung des ganzen Ordens und Pabst Clemens XIV, bekannt unter dem Namen Ganganelli, willigte im Jahr 1773 in dieses Verlangen. Kaum war dies geschehen, so stürzte das Gebäude des Mönchswesens allenthalben zusammen und auch selbst der

römische

römische Stuhl wankte. Fette, müssige Pfaffen, welche sonst der Gegenstand abergläubischer Verehrung waren, werden nun mit der Geisel der bittersten Satyren gezüchtigt. Klöster werden aufgehoben, ihre Gebäude zu Fabriken und Arbeitshäusern eingerichtet und die müssigen Mönche sollen arbeiten, nicht betteln und sich vom Schweiß des Armen nähren. Ihr Einfluß sank dahin, und seitdem geben Protestant und Katholik sich von Herzen den brüderlichen Händedruck.

Nur ein paar gegen die ehmalige päbstliche Macht sehr abstechende Beyspiele. Unter dem 15ten Nov. 1785 wurde durch ein kaiserliches Reseript den päbstlichen Nuntien alle Ausübung von irgend einer Gerichtsbarkeit im deutschen Reich untersagt.

Der Nuntius zu **Cölln**, Signor Pacca, wurde im ganzen Jahr 1787 von dem Kurfürsten zu **Cölln** nicht als päbstlicher Nuntius anerkannt und zur Audienz gelassen. Dennoch hatte er die Dreistigkeit, ein Schreiben an alle Pfarrer in den Erzbisthümern **Maynz**, **Trier** und **Cölln** ergehen zu lassen, worinn er verschiedene Handlungen dieser Erzbischöfe für ungültig erklärte und also die Geistlichen verhetzen wollte, ungehorsam zu seyn. Die Kurfürsten von **Maynz** und **Cölln** befahlen sogleich ihren Pfarrern, das Schreiben des Nuntius mit Protest zurückzusenden und durch

einen

einen Postschein zu beweisen, daß sie es gethan haben, und setzten sich den Anmassungen des Pabsts mit deutschem Muth entgegen.

Den päbstlichen Nuntius zu Brüssel hat der Kaiser gar aus seinen Staaten verwiesen, weil er die Verdammungsbulle gegen die Eybelsche Schrift: „Was ist der Pabst?“ heimlich drucken und unter das Volk austheilen ließ. — Wenn die katholischen Reichsstände sich zusammen halten, so können wir es bald erleben, daß der päbstliche Hof in deutschen Kirchensachen gar nichts mehr zu sagen hat.

Es ist keine Praleren oder Vorspieglung, sondern wirklich Thatsache, daß die Bibel nie mit einem solchen Eifer, mit einem solchen Vorrath von Vorkenntnissen, als jetzt, studirt worden ist. Kein Zeitalter der protestantischen Kirche hat so philosophisch aufgeklärte, in Sprachen und Geschichte bewanderte und geschmackvolle Theologen gehabt, als das unsrige. Je mehr das wesentliche und außerwesentliche in der Religion von einander gesondert wird, je mehr man nichts sagende dogmatische Grillenfängereyen und müssige Speculationen von den Kanzeln verbannt und auf Ermunterung zu einem rechtschaffenen Leben, Ausübung christlicher und geselliger Tugenden, Duldung des Irrenden und Schwachen

chen und überhaupt auf den Vortrag der vortrefli-
chen Sittenlehre, die Jesus Christus gepredigt hat, sich ausbreitet; desto mehr wird Christenthum aus Gewohnheit — das kein Christenthum ist — fallen, desto mehr gute Thaten werden geschehen, die Tugend wird je mehr und mehr um ihrer selbst willen geliebt werden, und es wird sichtbar seyn, daß das menschliche Geschlecht mit starken Schritten demjenigen Grad von Vollkommenheit sich nahe, dem es bestimmt ist.

II.

Wir gehen nunmehr zu andern Betrachtungen über, werfen in dieser Rücksicht, wie anfangs, erst einen Blick auf den ehmaligen Zustand der Welt und stellen das Bild unsrer Tage gegenüber, um die Wahrheit immer heller zu sehen.

Was waren die Regenten des alten Roms? Meistentheils stolze, grausame, wollüstige Menschen, denen der Weyhrauch der Schmeichler und Hofschranzen lieblich düftete. Nach dem Tod ihres ersten Kaisers, **Augustus**, hatten sie über fünfzig Jahre die schändlichsten und schlimmsten Leute auf dem Thron. **Augusts** Nachfolger, sein Stiefsohn **Tiberius**, war ein so argwöhnischer

und

und mißtrauischer Fürst, daß er fast jeden recht-schaffenen Mann, der in einigem Ansehen stand, für seinen Feind hielt, weil er es empfand, daß er besser und edler sey, als er selbst. Daher war er immer unruhig und voller Verstellung. Aus lauter Argwohn, als ob sie ihm schädlich wären, ließ er die treflichsten Römer hinrichten und verschonte selbst seine eigene Familie nicht. Ob er von seinen Unterthanen geliebt, oder gehaßt würde, das kümmerte ihn, nach seinem eigenen Geständnis, nicht.

Ihn übertrafen an Grausamkeit und Mordlust zwey andere Kaiser, Caligula und Nero. Beyde glaubten, ein Regent habe Macht, mit seinen Unterthanen zu verfahren, wie er wolle. Caligula ließ mit unsäglichen Kosten eine Brücke von einem Ufer des mittelländischen Meers bis zum andern bauen, bloß damit er sich rühmen könnte, daß er und viele tausend Römer über die See, wie über festes Land, gegangen wären. Er verschwendete ungeheure Summen und ließ, um seinen Schatz wieder zu füllen, die reichsten Bürger anklagen, hinrichten und ihre Güter einziehen. Er legte sehr große Zölle und Auflagen an und ließ fast kein Testament gelten, wenn er nicht darinn zum Erben eingesetzt war. Er lebte unkeusch mit seinen eigenen Schwestern und schändete

die

die Frauen der vornehmsten Römer. Wenn er zu öffentlichen Spielen nicht genug Verurtheilte vorräthig hatte, die man den wilden Thieren vorwerfen konnte, so ließ er die nächsten besten Zuschauer von ihren Sitzen herunter reissen, ihnen die Zunge ausschneiden, damit sie sich nicht über seine Grausamkeit beschweren könnten, und dann den Bestien vorwerfen. Sein gewöhnliches Sprichwort war: „Die Römer mögen mich hassen, wenn sie mich nur fürchten.“ Ja er soll einmal den schrecklichen Wunsch geäußert haben: wenn das römische Volk doch nur einen Hals hätte, daß er ihn auf einmal könnte herabhauen lassen. Er ließ einen Tempel bauen, sein Bildnis von Gold darein setzen und sich von eigens bestellten Priestern göttlich verehren. In diesem Tempel machte er sein liebstes Pferd zum Oberpriester und schwur, er wolle es künftig zum römischen Burgermeister machen. Zuletzt hatte er noch im Sinn, alle vornehmen Rathsherren zu Rom umbringen zu lassen, allein sein Tod hinderte ihn an der Ausführung, indem er, ehe das geschehen konnte, von seinen eigenen Bedienten umgebracht wurde.

Noch ärger als Caligula war Nero. Er ließ seinen Bruder bey der Tafel mit Gift vergeben, weil er sich fürchtete, daß er durch ihn vom

Bayerische Staatsbibliothek München

Thron könnte gestoßen werden, und seine eigene Mutter ermorden. Er war so unkeusch, als Caligula, und wer seine Gunst nicht hatte, mußte ohne andere Ursachen sterben. Seine beyden Gemahlinnen, sein Lehrer Seneka und mehrere, konnten dem Tod nicht entgehen. Einmal hatte er Lust, den Brand der Stadt Troja im Bilde zu sehen, deßwegen ließ er durch die Gesellen seiner Laster und Grausamkeiten Rom anzünden, und während des Brandes, welcher sechs Tage daurte, stund er auf einem hohen Thurm, sah der Verheerung zu und sang Lieder auf den Brand von Troja. Als er sah, daß das Volk murrte und ihn laut einen Mordbrenner schalt, schob er die Schuld auf die Christen, die er jämmerlich hinrichten ließ. Unter andern Grausamkeiten übte er zum Beyspiel auch diese an ihnen aus, daß er viele mit Pech und Harz überziehen, an Pfähle binden und bey öffentlichen Schauspielen des Nachts, statt der Fackeln, anzünden ließ. Hierauf baute er mit entsetzlichen Kosten sein goldenes Haus, oder einen Pallast, der nicht allein überall von Gold und andern Kostbarkeiten glänzte, sondern auch den Umfang einer großen Stadt hatte, indem er außer unzählichen Gebäuden auch Gärten, Lustwälder, Seen, Holzungen mit wilden Thieren angefüllt und an-

dere

Bayerische Staatsbibliothek München

dere Abwechslungen der Natur in sich begrif. Die Kosten zu diesem unermeßlichen Werk mußten durch Beraubung oder den Tod vieler tausend Menschen zusammen gebracht werden. Endlich fiel das Volk von ihm ab, es erklärte ihn in Gesellschaft des Senats für seinen öffentlichen Feind, und als er das hörte, brachte er sich selbst um.

Nur noch eins von den römischen Unthieren will ich anführen. **Domitian**, der Bruder des guten Titus, den man die Liebe und Ergötzung des menschlichen Geschlechts nannte, hatte gegen jeden rechtschaffenen Mann Argwohn, er möchte ihn vom Thron stoßen, und diesem Verdacht zu lieb, ließ er eine Menge Unschuldiger, unter den nichtigsten Vorwänden, hinrichten. Insbesondere verfolgte er die Christen auf die fürchterlichste Weise. Er machte es bey seinen Verschwendungen eben so, wie seine Vorgänger, indem er die wohlhabendsten Bürger beraubte und ermordete. Wenn jemand starb, so gab er vor, der Verstorbene habe ihn zum Erben einsetzen wollen, und nahm folglich sogleich dem rechtmässigen Erben das Seinige mit Gewalt weg. Er ließ sich in einem eigenen Tempel göttliche Ehre erweisen. Nachdem er einmal im Krieg unglücklich gewesen war, wurde er noch grausamer und schonte fast

keines Menschen mehr. Die Schriftsteller erzählen, daß, wenn er gereist sey, es nicht anders ausgesehen habe, als wenn er das Land hätte verheeren wollen, ringsum sey alles verwüstet und zum Theil verbrannt geworden. Auch dieser Tyrann fand den Lohn seiner Thaten einigermaßen schon auf dieser Welt, denn er wurde im fünf und vierzigsten Jahr seines Lebens ermordet.

Gott Lob! solche Unmenschen sitzen nun nicht mehr auf den Thronen.

Wir haben viel gute Fürsten, die mit eigenen Augen sehen und die Lasten der Unterthanen auf alle mögliche Weise zu erleichtern suchen. Wenn ein Land irgend eine Noth trift, so sehen wir, daß gemeiniglich die Fürsten am ersten zu helfen bereit sind. Sie verabscheuen den asiatischen Pomp und leben mehr als Väter einer Familie. Zwey Sommer- und Winter-Uniformen und ein paar Kassakins, waren **Friedrich des Einzigen** ganzer Kleidervorrath. Er und der Kaiser verboten, vor ihnen niederzuknien, welche Ehrenbezeugung allein Gott gehöre. Er achtete so wenig auf Titel und zufällige äußere Umstände, daß er einem gewissen Grafen, der ihm seinen Sohn empfahl, eigenhändig schrieb: „Im Fall euer Sohn dem „Vaterlande etwas nütze werden will, so muß er

„sich

„sich auf Titel und Geburt nichts einbilden, weil „das nur Narrenspossen sind und es allein auf per„sönliches Verdienst ankommt.“ Und Kaiser Joseph ließ im Jahr 1783 einen Grafen, weil ers verdient hatte, mit andern Verbrechern die Gassen kehren, ob er gleich ein Graf war.

Ich habe von schlechten Fürsten nur wenige Beyspiele aus der alten Welt angeführt; aber mehrere von guten aus unserm Zeitalter darzulegen, ist für mich und die Leser eine angenehmere Beschäftigung.

Zu **Wunsiedel**, einer Stadt im Bayreuthischen, errichteten einige Menschenfreunde eine Anstalt, von welcher armen Kranken die Arzneyen unentgeltlich und sogar Geld zur Verpflegung gereicht werden. Kaum hörte es der Markgraf von Anspach und **Bayreuth**, als er sogleich von freyen Stücken funfzig Gulden jährlich dazu bewilligte.

Als vor einigen Jahren die Stadt **Greiffenberg** abbrannte, schenkte König **Friedrich der Einzige** zur Wiederaufbauung 31, 875 Rthlr her, und als die Innwohner der Stadt ihm durch Abgesanndte dafür danken wollten, antwortete er: „ihr habt nicht nöthig, zu danken. Ich habe

„hier als Landesherr meine Pflicht thun müssen: gleich darauf schenkte er den Nieder-Schlesiern hunderttausend Thaler zur Entschädigung wegen erlittenen Wasserschadens und der Stadt Schweidniz zur Erbauung einiger Bürgerhäuser zwanzigtausend Thaler.

Da der Landmann im Hanövrischen wegen schlechter Erndtewitterung im Jahr 1785 großen Schaden erlitte, so ließ der Landesherr den Einwohnern des Fürstenthums Calenberg die Hälfte des zu Michaelis verfällig gewesenen Taxes — den Mühlentax ausgenommen — nach, damit er Muth und Mittel behalte, seinen Schaden durch Fleiß und Sparsamkeit wieder zu ersetzen.

Einer der vortreflichsten deutschen jeztlebenden Fürsten ist nach aller Ausspruch, welche sich auf Menschenschätzung verstehen, der Markgraf von Baaden. Herr Campe sagt von ihm im zweyten Theil seiner Reisebeschreibungen für die Jugend: „Je näher man diesen liebenswür-„digen Fürsten kennen lernt, desto mehr zweifelt „man, ob man ihn den Weisen, oder den Güti-„gen nennen soll. In der That verdient er beyde „ehrenvolle Titel in gleichem Maße. Er ist frey „von allen den verderblichen Leidenschaften und „Liebhabereyen, wovon auch den besten Fürsten

„wenig-

„wenigstens eine oder die andere anzukleben pflegt. „Weder geizig, noch verschwenderisch, ist er von „karger Habsucht und von Pracht und Ueppigkeit „gleich weit entfernt. In stiller Größe und edler „Simplicität geht er in allen Dingen auf der gold- „nen Mittelstraße einher. Seine Zerstreuungen „bestehen in rastloser Thätigkeit zum Besten sei- „ner Unterthanen, und eine wohlgewählte und un- „terrichtende Lektüre, verbunden mit litterarischen „Gesprächen über das Gelesene, machen seine gan- „ze Erholung aus. Er ist weder Jäger noch „Spieler und schweift weder bey der Tafel im Es- „sen und Trinken, noch auf irgend eine andere „Weise aus. Sogar das Soldatenspiel scheint „für ihn kein sonderliches Interesse zu haben, „so sehr die meisten andern Fürsten demselben er- „geben sind.“

Viele Unterthanen dieses gütigen Fürsten wurden von dem Schwindel des Auswanderns er- griffen, und als man ihm Vorstellung that, daß sie mit Gewalt müßten zurückgehalten werden, gab er zur Antwort: „Ich will nur über freye Leute „herschen; ich habe meine Unterthanen von der „Leibeigenschaft loßgesagt, folglich muß es ihnen „erlaubt seyn, zu gehen, wohin sie wollen, wenn „es ihnen in meinem Land nicht mehr gefällt.

Einst hatte man dem Fürsten gesagt, daß der wahrscheinliche Ueberfluß des Weines eines Jahrs es durchaus erfordere, seinen großen Weinvorrath vom vorigen Jahr verkaufen zu lassen, um Plaz für den neuen Wein zu gewinnen: allein sein Entschluß war dieser: „Ich weiß, sagte „er, daß viele meiner Unterthanen gleichfalls gro„ße Weinvorräthe liegen haben. Lasse ich meine „Keller öfnen, so werde ich jenen den Markt ver„derben und Schuld daran seyn, daß ihnen ihre „Weine liegen bleiben. Das wäre unbillig von „mir gehandelt. Man lasse also — auch mit „Gefahr den diesjährigen Wein nicht unterbrin„gen zu können — meine eigenen Keller so lange „verschlossen, bis meine Unterthanen durch guten „Verkauf die ihrigen werden ausgeleert haben. „Das Privatinteresse des Fürsten muß dem „Interesse seiner Unterthanen nachstehen.“

Gute Unterhanen erkennen aber auch, was sie an diesem edeln Fürsten haben, wovon folgende rührende Anekdote ein Zeugnis giebt.

Ein Bauersmann, von ohngefähr fünf und dreissig bis vierzig Jahren, der seit seinem vierten Jahr blind gewesen, kam zu dem Fürsten zur Audienz und sagte: „Ich habe Eure Durchlaucht nie „gesehen und werde Sie auch niemals sehen, doch

„möcht

„möcht ich die Gnade haben, Sie sprechen zu „hören." Der Ton, mit dem er es sagte, verrieth, daß sein Herz weit mehr empfand, als sein Mund ausdrückte, und der edle Fürst war innigst gerührt von der herzlichen und einfachen Art, wie der gute Landmann ihm seine Liebe bezeugte. Es wird weiter unten Gelegenheit geben, von der Güte dieses Fürsten sowohl, als von der Dankbarkeit seiner Unterthanen zu reden.

Vor einigen Jahren gerieth eine arme Bürgersfrau in dem Fürstlich-Baadenschen Amtsflecken Schod durch den Tod ihres Mannes in die äußerste Verlegenheit. Baares Vermögen war gar keines, wohl aber bey wenigen Grundstücken und geringem Viehstand, dringende Schulden vorhanden, die nun doppelt schwer wurden, weil der Amtmann den, leider daselbst noch eingeführten, hier gegen 70 Gulden betragenden, Todtenfall mit äußerster Strenge einforderte. Von allen Seiten gedrängt, weiß sich die arme Wittwe nicht zu helfen, lauft zum Pfarrer des Orts und andern Freunden ihres verstorbenen Mannes. Diese rathen ihr, eine Bittschrift an den regierenden Fürsten aufsetzen zu lassen, nach Carlsruhe zu gehen, aber sie auch selbst dem Landesherrn einzuhändigen. Es geschieht. Das gute Weib lauft, ihre Schuhe und Strümpfe zu

spåren, mit bloßen Füßen die acht Stunden, bis dicht an den fürstlichen Schloßgarten, der durch eine Mauer und einen Graben von der Landstraße abgesondert ist, daß man aus dem Garten alles, was auf der Straße vorgeht, bequem sehen kann. Hier setzt sie sich nieder, um ihre Schuhe und Strümpfe anzuziehen. Gerade geht der Markgraf mit seinem Erbprinzen im Garten, dicht an der Mauer spazieren, erblickt das Weib und fragt: was macht ihr hier? „Ach mein Herr! ich bin eine unglückliche Wittwe, gieng hieher und will morgen zu meinem gnädigsten Fürsten. Es hat mich jedermann versichert, er helfe den Unglücklichen so gerne. Ich will ihn auch um Hülfe bitten.“ — Wo fehlts euch denn, fragte Karl Friedrich, mit seiner menschenfreundlichen sanften Stimme, die schon manchen Unglücklichen sprechen lehrte, wenn er eben verstummen wollte. „Ja, mein guter Herr, das kann ich ihm nicht sagen, man hat mirs ausdrücklich eingebunden, meine Sachen dem Fürsten selbst, sonst Niemandem, vorzutragen, denn sonst würde mir nicht geholfen werden.“ — Ganz gut, aber ich bin wohl bey dem Fürsten gelitten, sagt mirs nur. Ich will euch morgen Gelegenheit verschaffen, ihn zu sprechen. — „Ja, wenn er das thun will; so will ichs ihm wohl anvertrauen.“ Sie erzählte

zählte ihm ihre ganze Geschichte und der Fürst fragte: Habt ihr keine Bittschrift bey euch? — „Ja freylich! (sie zog den Aufsatz aus dem naßgeweinten Busen) hier ist sie.“ — Gebt sie mir, ich will sie dem Fürsten einhändigen, damit er euch morgen früh schon kennt. — „O lieber Herr, dies kann nicht seyn. Man sagt überdies, der Fürst habe Soldaten vor seinem Schloß, welche die armen Unterthanen nicht vor ihn lassen.“ — Dies soll euch nicht geschehen. Ich wills ihm sagen, daß er seinen Soldaten befiehlt, euch gleich vorzuführen. Gebt mir nur die Bittschrift. — Endlich faßt die Wittwe Zutrauen, tritt näher an die Mauer und will dem Markgrafen die Bittschrift hinauf reichen. Allein es war zu hoch. Sie erblickt den Stock des Herrn mit einem Band und sagt: Biete mir der Herr seinen Stock herunter, ich will die Schrift ins Band stecken. Der gute Fürst thuts und zieht einen großen Theil des schweren Kummers mit der leichten Bittschrift am Stockband hinauf, das alle Stockbänder durch diesen Gebrauch adelte, bestimmt ihr auf den künftigen Morgen eine Stunde und entfernt sich unbekannt. Nun fällt dem armen Weib erst ein, daß sie den Namen des Mannes nicht weiß, dem sie ihre Schrift gegeben hatte. Sie fängt ein lautes Geschrey an, der Erbprinz lauft noch

einmal an die Mauer und fragt: was ihr geschehen sey. „Ach, lieber Herr, ich weiß ja nicht, wie der Herr da heißt, dem ich meine Schrift gegeben habe. Mein Fürst wird mir morgen nicht glauben, mich für eine Betrügerin halten.“ — Nein, gute Mutter, geht nur, ich wills ihm selbst sagen und dabey seyn, wenn ihr vor ihn kommt. — Getröstet geht die Wittwe zum Rechnungsrath **Dachtler**, bringt diesem einen Brief vom Pfarrer in Schod, sagt: daß ihr ein Herr vom Hofe, aus dem Schloßgarten, ihre Bittschrift abgenommen und sie versichert habe: er wolle sie dem Markgrafen einhändigen und ihr morgen Zutritt verschaffen. „Wer war es denn?“ — Ja, dies weiß ich nicht, er sagte mir seinen Namen nicht. Er hatte ein Bandelier (den fürstlichen Orden) um den Hals. **Dachtler** glaubte, es möchte der Oberstallmeister **von Uxküll** gewesen seyn und sprach ihr zu, morgen zum Herrn zu gehen. „Ja, sagte sie, wenn ich nur das Herz habe, mit ihm zu sprechen. Es hat mich zwar der Herr im Bandelier versichert, daß der Fürst schon so mit mir sprechen werde, daß ich Herz bekomme. Wenns doch Gottes Wille wäre!“

Morgens

Morgens um zehn Uhr erscheint das Weib vor dem Schloß, auf dem ihr bestimmten Plaz und die schon angewiesene Wache führt sie sogleich in die Garderobe. Der Fürst erscheint, das Weib erkennt ihn, sinkt halb in Ohnmacht und kann nur noch sagen: „Herr Gott! wenn Sie der Fürst sind, so hab ich ja gestern mit Ihnen gesprochen.“ Nun bietet der Herr ihr einen Sessel, daß sie sich erholt und sagt: Ja, ihr habt mit mir gesprochen. Ich habe eure Schrift gelesen, wollte selbst euer Elend hören, finde daß ihr mir die Wahrheit erzählt habt und freue mich, euch zu helfen. Aber hier auf der Stelle kann ich euch keinen Bescheid geben. Ich muß mich zuvor beym Amt erkundigen. — Gnädigster Fürst, versezte sie, wenn dies geschieht, dann dürfen Sie mir nichts geben. Der Amtmann ist gar zu hart und unbarmherzig. — „Sorgt nicht, ich helf euch gewiß! Hier habt ihr einstweilen etwas!“ Er gab ihr ein Geldgeschenk und sie gieng, mit thränend segnendem Auge, aus den Zimmern **Karl Friedrichs**, des Menschenfreunds, der sogleich die Sache untersuchen ließ, wahr befand und seinem Rent-Kammer-Kollegium den Befehl ertheilte, der armen Wittwe die ganze Forderung zu erlassen.

Das Schloß zu **Karlsruhe**, worinn dieser gute Fürst wohnt, ist nur von Holz. Ein durchreisender Kavalier äußerte darüber einmal seine Verwunderung, daß es nicht wenigstens von Backsteinen erbaut wäre. „Ich wollte nur ein „Obdach, antwortete der Markgraf, und meinen „Unterthanen durch einen kostbaren Bau nicht „lästig werden. Ohne einen harten Druck der„selben aber könnt' ich nicht prächtiger wohnen."

Kraft eines Dekrets unter dem dreißigsten Decembris 1785 hat der Landgraf von **Hessen Kassel** den Unterthanen der Grafschaft **Hanau** das statt der Landsicherheitssteuer sonst ausgeschriebene halbe **Contributions-Simplum** erlassen und gänzlich aufgehoben, auch verordnet, daß vom Jahr 1786 an, von den gewöhnlichen Landsteuern von den Gütern ein ganzes Simplum weniger bezahlt werden soll.

Der Fürst-Bischof von **Wirzburg** traf vor einigen Jahren die Veranstaltung, daß die Handwerksgesellen zur Verpflegung ihrer kranken Kammeraden, im **Julius Hospital**, wöchentlich Einen Kreutzer beytragen sollten. Er selbst bestimmte zweytausend Gulden zu dieser Verwendung. Da ihm nun die Bürger dafür dankten, sagte der menschenfreundliche Fürst: „er wolle die zweytausend

„tausend Gulden einstweilen verzinsen, weil er „das Geld nicht hätte.“ Der Hof-Hutmacher, der bey der Gesandtschaft war, versetzte darauf sehr treuherzig: „er stünde für Ihre Fürstliche Gnaden.“ Dieser Fürst beweist die mildeste Herablassung gegen seine Unterthanen, setzt seine Würde bloß in die Erfüllung der mit derselben verbundenen schweren Pflichten und bey dem Mangel von zweytausend Gulden, da die Einkünfte nicht geringe sind, bey dem höchst sparsamen Aufwand, den er für seine Person macht und bey dem gänzlichen Mangel naher Anverwandten, die sonst geistliche Regierungen ziemlich auszusaugen pflegen, läßt sich schließen, wie viel Nothleidenden dieser Fürst geholfen, wie viel Thränen der Wittwen und Waisen er möge abgetroknet haben.

Im Jahr 1786 kam der Fürst **Ludwig** von **Hohenlohe-Ingelfingen** mit seiner liebenswürdigen Gemahlin und dem Prinzen **August** nach **Oppurg**, einer Herrschaft von etlichen Dörfern im Neustädtischen Kreis in Chursachsen bey **Neustadt an der Orla**, welche der jungen Fürstin von **Hohenlohe-Ingelfingen**, einer gebornen Reichsgräfin **von Hoym**, gehört. Die Bauern waren ihrer Herrschaft mit Musik entgegen gezogen und hatten sich in zwey Reihen gestellt, durch welche diese zu Fuß mit dem Prinzen gieng. Der Fürst

und die Fürstin grüßten jeden Unterthanen freundlich mit Mund und Hand, auch der fünf vierteljährige Prinz that es, nur bey einem alten, schlecht gekleideten, armen Greise wollte dieser vorbeygehen und sich scheuen, ihm sein Händchen zu geben. Als dieses der edle Vater sah, kehrte er um und sagte: „Der Alte, liebes Kind, ist auch „ein Mensch, wie wir“ und freundlich gab ihm nun der Kleine das Händchen; worüber der alte Mann eine Freude hatte, als ob er im Himmel wäre. — Wohl dem Fürsten, der es empfindet, daß sein Unterthan so gut Mensch sey, als er!

Nach dem Tod des Herzogs Friedrich von **Meklenburg-Schwerin**, welcher im Jahr 1786 erfolgte, wollten seine Unterthanen sein Bildnis in Marmor zu **Ludwigslust** aufstellen. Der Nachfolger aber, Herzog **Friedrich Franz**, bat sie, dieses ihm zu überlassen, sie möchten ihm dagegen ein anders Denkmal seines großen und guten Herzens stiften, nemlich ein **Waisen-Spinn- und Arbeitshaus**, weil der Verstorbene keine größere Wollust gekannt habe, als Bedrängte zu schützen, Nothleidenden zu helfen und verlassene Wittwen und Waisen zu versorgen.

Der

Der Fürst und Probst zu Berchtolsgaden hat im Jahr 1787 wegen des Schadens, den das Jahr zuvor seine Unterthanen durch Ueberschwemmungen gelitten hatten, ihnen theils das Drittel, theils die Hälfte ihrer Abgaben erlassen und überdies mehrere tausend Gulden unter die Dürftigen ausgetheilt.

Alle Thaten, die man noch seit dem Regierungsantritt des menschenfreundlichen Königs **Friedrich Wilhelm** von Preussen gehört hat, zeugen von einem für die Menschheit äußerst wohlwollenden Herzen. Er hat die hohen Abgaben aufgehoben, die sonst üblich waren, weil dadurch dem Betrug Thür und Thor geöfnet werde. Er hat seine Werbungen auf einen solchen Fuß gesetzt, daß künftig kein Mensch wider seinen Willen zum Soldatenstand gezwungen werden kann, hat seinem Land mehr Freyheit des Handels geschenkt, unterstützt die Bearbeitung des neuen Gesezbuchs, die Verbesserung der Schulen und giebt ein musterhaftes Beyspiel der Religion und Gottesfurcht. Er verbesserte den Zustand der Invaliden, und bis auf die Fuhrleute, welche sonst sehr geplagt worden sind, hat sich seine Sorgfalt erstreckt, daß sie in Zukunft menschlicher behandelt werden sollen. Wie dankbar der große König gegen seinen ehmaligen Lehrer, den Professor

von Beguelin, gewesen ist, verdient auch hier besonders eine Stelle. Er kaufte demselben ein Landgut für fünf und zwanzigtausend Gulden und schenkte dem Sohn desselben eine Präbende. Dabey schrieb er ihm folgenden Brief:

„Ich möchte Ihnen gerne so ganz zeigen, „wie werth Sie mir sind und Ihnen Be„weise von dem geben, was ich Ihnen als „Schüler versprach. Leider! erfüllen letz„tere so selten ihre Versprechungen, die sie „den Lehrern thun. Aber dies sollte nicht „seyn. Denn das Amt eines rechtschaf„fenen Lehrers ist voller Verdruß und „Mühe. Ich habe für Sie das Gut „Lichtenfelde gekauft. Sie haben da„durch einen Zufluchtsort, wenn Ihnen „das Städtische nicht mehr behagt. „u. s. w.“

Eine sehr schöne That verrichtete erst vor kurzem der Fürst-Bischof von Wirzburg, der ihrer viele thut. Es ist folgende. Ein Jäger, der bey einem mässigen Gehalt sieben Kinder zu erziehen hatte, nahte sich dem gnädigen Fürsten mit der Bitte, ihn von einem schweren Kummer zu befreyen, der ihm auf dem Herzen läge. „Gnädigster Herr, sprach er, ich habe viele

„Kinder,

„Kinder, ich ernähre sie vom Ertrag meines „Dienstes und bin damit zufrieden. Nur der „Wunsch ist mir übrig: meine Kinder im Chri„stenthum, im Lesen, Schreiben und andern „nüzlichen Kenntnissen unterrichten lassen zu kön„nen. Ich wohne in einer Gegend, wo sich in „einer weiten Strecke niemand findet, der dazu „geschickt wäre: einen eigenen Hauslehrer zu hal„ten, reichen meine Einkünfte nicht zu, und sie „anderwärts in die Kost zu geben, würde mir „theils schon zu theuer seyn, theils möcht ich sie „nicht gerne ganz aus meiner Aussicht lassen.“ Der Fürst verlangte von dem Jäger einen Vorschlag, wie ihm zu helfen wäre. „Gnädigster „Herr, antwortete er darauf: in der Gegend von „N— wohnt ein anderer Jäger, nahe bey einem „Dorf, wo eine gute Schule ist. Dieser hat „keine Kinder. Wenn es nun Eure Fürstliche „Gnaden erlaubten, und der Jäger auch damit zu„frieden wäre: so wollte ich meine Stelle mit der „seinigen vertauschen. Zwar trägt diese hundert „Thaler mehr ein, als die meinige; aber diese „Summe will ich ihm jährlich herausgeben, denn „es ist mir nicht um die Einkünfte zu thun, son„dern nur darum, daß meine Kinder den nöthi„gen Unterricht erhalten, den ich ihnen jetzt nicht „geben kann.“ Diese väterliche Sorgfalt für

die Bildung seiner Kinder gefiel dem gnädigen Fürsten, er genehmigte den Vorschlag, ließ den andern Jäger vor sich kommen und stellte ihm selbst die Sache vor. Der andere Jäger hatte auch ein edles Herz und war es werth, einem solchen Fürsten zu dienen. „Von Herzen gerne, sagte „er, willige ich in den Vorschlag: nur soll der „Mann mit seinen sieben Kindern die hundert „Thaler auch behalten. Ich habe keine Kinder „und kann diese Summe leicht entbehren." Den Fürsten rührte es sehr, solche brave Diener zu haben und zum Beweise seines Wohlgefallens schenkte er dem Jäger mit sieben Kindern hundert Dukaten und ließ ihm den ganzen Ertrag seines neuen Diensts. Dem andern legte er hundert Thaler aus seiner eigenen Chatoulle zu.

Der verstorbene Herzog von **Meklenburg-Strelitz**, dessen schon oben gedacht worden ist, offenbarte einst folgenden treflichen Zug seines wahrhaft edeln Charakters. Ein Meklenburgischer Kavalier, der auf dem Vorgebürg der guten Hofnung ansässig ist und daselbst ansehnliche Landgüter hat, begab sich in den letzten Kriegsunruhen von dort weg und lebte bis zur wiederhergestellten Ruhe in seinem Vaterland. Als er sich darauf nach geschlossenem Frieden bey Hof beurlaubte, um seine Rückreise anzutreten, sagte der hoch-

selige Herzog am Schluß der Unterredung zu ihm: „er habe eine Bitte an ihn, die er ihm nicht versagen möchte.“ Auf die erhaltene Erklärung des Kavaliers, daß jede Bitte eines so gütigen Fürsten ihm ein Befehl sey, den er in aller Unterthänigkeit zu erfüllen suchen werde, sagte der Fürst: „er möchte doch, wenn ihn Gott wieder glücklich an seinen Wohnort gebracht hätte, dafür sorgen, daß wenigstens seine armen Sklaven daselbst einige Erkenntnis im Christenthum erlangten.“ Diese Güte des Herzens hatte auf den Kavalier solchen Eindruck gemacht, daß er solches noch nachher seinen Freunden nicht ohne sichtbare Rührung und innigste Hochachtung gegen diesen christlichen Fürsten erzählen konnte.

Der jetzige König von Frankreich fuhr vor einigen Jahren Abends spät von Trianon nach Versailles. Sein erster Vorreuter hatte das Unglück vom Pferd zu stürzen und von demselben sehr mißhandelt zu werden. Der König sprang sogleich aus seinem Wagen, trug den Verunglückten auf seinen Armen in denselben, strich ihn an, half ihm seine Wunden mit wohlriechenden Wassern auswaschen und gieng die noch übrige Strecke des Wegs neben dem Wagen her.

In Dännemark liegt der Regierung die Aufklärung des gemeinen Mannes so sehr am Herzen, daß von dem auf königlichen Befehl durch Herrn Feddersen verfaßten Sittenbuch für das Volk tausend Exemplarien umsonst ausgetheilt wurden.

Ich will die Erzählung einiger Thaten guter Fürsten mit folgenden wenigen Anekdoten aus dem Leben Friedrich des Einzigen beschließen.

In der letzten Zeit seines Thatenvollen Lebens mußten seine Sekretäre immer früh Morgens um vier Uhr erscheinen. „Mein Zustand nöthigt „mich, sagte er, Ihnen diese Mühe zu machen, „die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige, die Zeit, die ich noch zu „leben habe, muß ich benutzen, sie gehört nicht „mir, sondern dem Staat.“ Und der Mann, der so dachte, sagte doch zu Zimmermann, der von dem vielen Guten sprach, das der König gewirkt habe: „ich war doch immmer nur ein „sterblicher Mensch.“

Friedrich hatte die Geschichte des so merkwürdigen siebenjährigen Kriegs geschrieben. Durch die Nachlässigkeit eines Pagen geschah es, daß ein Funke von einem Kronleuchter herunter fiel und

das

das ganze Manuscript verzehrte. Als dieser dem König es knieend und mit wahrhafter Todesangst ankündigte, sagte er nichts, als die göttlich großen Worte: **Also schreib ich diese Geschichte noch einmal.**

Die ganze Garderobe des großen **Friedrichs** bestund aus zwey Sommer = und zwey Winter-Uniformen und zwey Cassakins. Einen hatte die verwittibte Frau Herzogin von Braunschweig mit Gold gestickt, aber er trug ihn nicht, weil er ihn zu schön fand.

„Ich habe kein größers Vergnügen, sagte er „zu **Zimmermann**, als wenn ich einem armen „Mann ein Haus kann bauen lassen und nichts „hat mich in meinem Leben mehr verdrossen, als „wenn ich sah, daß man meine Soldaten, diese „braven Männer, die Gesundheit und Leben so „edel für ihr Vaterland hingeben, in ihren Krank„heiten und bey ihren Wunden so übel verpflegte. „Nichts hat mich von je her mehr betrübt, als wenn „ich die unschuldige Ursache an dem Tode irgend „eines Menschen war.“

Eine Windmühle, die dem König sehr mißfiel, stand dicht über der Orangerie zu Sanssouci. Er ließ dem Besitzer sagen: er verspreche ihm ein

sehr beträchtliches Geschenk an Geld und an einem andern Ort drey schöne Windmühlen, wenn es ihm beliebte, dem König diese Windmühle abzutreten. Trotzig und schnöde erwiederte der Windmüller: „meine Mühle hat mich und meine „Kinder nun lange genährt und ich habe da auch „eine schöne Aussicht; also will ich auf meiner „Windmühle leben und sterben.“ Mit dieser Antwort begnügte sich der König, der, wenn er gewollt hätte, den unfreundlichen Unterthanen zu zwingen, Macht genug gehabt haben würde.

Man hat es sehr gerühmt, daß **Friedrich der Einzige** den alten **Ziethen** bey der Cour niedersitzen hieß, weil ihm das Stehen beschwerlich werden möchte; aber noch mehr gefällt mir seine Rede, als eben dieser bejahrte General bey der Tafel einschlief: „**Kinder, wir wollen leiser „reden, daß wir den Alten nicht im Schlaf „stören. Er hat lange genug für uns ge„wacht.**“ Die Thränen, die der Monarch, der das Schrecken von Europa war, in den Aschenhaufen von **Küstrin** weinte und jene, nur Gott und dem Bischof von **Ermeland** sichtbar, als er klagte, daß er seine Unterthanen nicht so glücklich machen könne, als er sie zu machen wünschte, sind unverkennbare und unzerstörbare Zeugnisse seines gefühlvollen Herzens.

O!

O! wie anders sind die Thaten unsrer jetzigen Fürsten, als jene, welche ich von ältern Zeiten erzählt habe, und sollten wir uns also nicht billig freuen und Gott danken, daß wir jetzt leben und nicht mit Unrecht jammern, daß die Welt immer schlimmer werde, da uns das Gegentheil so hell vor Augen liegt?

Wenn wir einen Blick auf die Gerechtigkeitspflege und Gerichtsverfassung des mittlern Zeitalters werfen, wie jämmerlich sah es nicht aus! Es schien gar nicht, als ob das Recht zu strafen, oder zu begnadigen, in den Händen einer ordentlichen Obrigkeit sey, sondern Privatpersonen, welche beleidigt zu seyn glaubten, übten es beynahe allein aus. Damals hielt man es für Feigheit, von einem andern seinen Beleidiger strafen zu lassen, sondern man glühte vor Eifer, es selbst zu thun. Daraus entstunden die leidigen Privatkriege, welche abzuschaffen Kirche und Staat eine lange Zeit vergebens gearbeitet haben. Um zu erfahren, wer in irgend einer Sache recht oder unrecht habe, erwartete man, daß Gott mit einem Wunder entscheiden würde. Man wollte z. B. seine Unschuld damit beweisen, daß man seinen Arm in siedendes Wasser stecke, oder ein glühendes Eisen mit bloßer Hand aufnähme, oder baarfus über glühende Pflugschaaren gienge, und

manchmal forderte man seinen Gegner zu einem Zweykampf auf, welcher in Gegenwart der Gerichtspersonen vorgehen mußte. Wer nun in irgend einer Probe unbeschädigt, oder als Sieger davon kam, der wurde als unschuldig durch gerichtlichen Ausspruch losgesprochen, er mochte es nun seyn oder nicht. Bey dieser Art Gerichtsverfassung trat Gewalt an die Stelle der Billigkeit, und an Gerechtigkeit war nicht zu denken. Alles hieng einzig und allein von richterlichen Aussprüchen ab, die dann sehr oft von Vorurtheilen und Leidenschaften geleitet waren. Die Roheit der Nation war Schuld, daß die Verbrechen immer häufiger und Straßenraub und Mordbrennerey beynahe zum Volksgebrauch wurden. Recht und Stärke, Vernunft und Faust, waren, wie der nervöse Posselt sagt — gleichbedeutende Worte. Durch die heimlichen Gerichte, welche man auch die Westphälischen nennt, weil da ihr Hauptsitz war, giengen schreckliche Mißbräuche im Schwang. Niemand bekam seinen Ankläger zu sehen, sondern sollte die Sache, über die man ihn vernahm, selbst gestehen. Es konnte einer ruhig des Nachts zu Bette gehen und des Morgens hieng er an einem Baum.

Es könnte, besonders aus der Geschichte der deutschen peinlichen Gerichtsverfassung, ein weitläufigers und auffallendes Gemählde hier vorgelegt werden; allein schon dies wenige, was ich gesagt habe, wird hinreichend seyn, einzusehen, daß es wirklich auch in diesem Punkt in unsrer gegenwärtigen Welt besser stehe.

Schon 1741 wurde unter dem verstorbenen König von Preussen, Friedrich dem Einzigen, eine Commission zur Verbesserung der Gerechtigkeitspflege unter dem Vorsitz des damaligen Großkanzlers Freyherrn von Cocceji, niedergesetzt. Als nachher noch immer häufige Klagen über die Verzögerung der Processe einliefen, denn der König wollte, daß keiner länger, als höchstens ein Jahr dauern sollte, so erschien 1776 darüber eine neue Verordnung und endlich 1780 wurde das große Unternehmen begonnen, ein ganz neues, für unsre Zeiten und Sitten passendes deutsches Gesezbuch abzufassen, angefangen, dessen Entwurf bis jezt durch die Bemühung des würdigen Großkanzlers von Carmer mit dem glücklichsten Erfolg fortgesezt wird. Der jezige König hat fünf und dreissig tausend Thaler zu einem Fond bloß für die Justiz bestimmt und besonders will derselbe darauf gesehen wissen, daß der Bauersmann nicht durch Prozesse um das Seinige gebracht werde.

So

So hat man ebenfalls in Oesterreich, in Rußland, auch andern Reichen und Staaten, ernstlich an die Verbesserung der Gesetze und Gerechtigkeitspflege Hand angelegt. In Frankreich, wo die Gerechtigkeit eine sehr theure Waare ist, hat Herr **Boucher d' Argis**, Gerichtsrath in Paris, einen sehr wohlthätigen Entwurf gemacht, welchem in Deutschland eher, als den Pariser Moden, Nachahmung gewünscht werden möchte, nemlich den **Plan zu einer wohlthätigen Gesellschaft, dem Armen Gehör und Recht vor Gericht zu schaffen.** Jedes Mitglied, welches dieser Gesellschaft beytreten will, soll jährlich 48 Livres, oder zwey Carolinen, bezahlen, und die beytretenden Advokaten, Notarien u. s. w. der Gesellschaft sollen ihre Dienste umsonst thun. Von dem Fond, wenn er einmal beträchtlich ist, soll den Unglücklichen, welche durch Arrest, Versäumnis oder sonst gelitten haben und freygesprochen sind, ihr Schaden ersetzt werden, u. s. w. warlich, eine Anstalt, die den Dank eines jeden Menschenfreunds mit vollem Recht verdient.

Selbst auf die Uebertreter der Gesetze, auf die Verbrecher, die aus der Reihe ihres Geschlechts müssen ausgeschlossen werden, erstreckt sich Mitleiden und Menschengefühl. Man verbessert die Gefängnisse und Zuchthäuser, man straft langsamer

mer und menschlicher, man schaft vielfältig die Torturen ab, wodurch mancher, aus Furcht vor Schmerzen, ein Verbrechen gestanden, das er nie begangen hat. Die alten Deutschen hatten keine Folter, sondern nahmen sie erst an, nachdem das römische Recht bey ihnen eingeführt ward und selbst die Römer hatten sie ehmals nur über ihre Sklaven, selten über freye Leute verhängt.

Wie oft die Tortur einen Unschuldigen auf den Rabenstein gebracht habe, davon haben Sonnenfels und andere die auffallendsten Beyspiele verzeichnet. Ein merkwürdiges erzählt Zaupser in seinen „Gedanken über das Criminalrecht“ das ich mit seinen eigenen Worten hieher setzen will. „Ein glaubwürdiger Mann erzählte mir, daß in seiner Vaterstadt einst die Kasse auf dem Rathhaus sey bestohlen worden, ohne daß man an den Schlössern, oder sonst irgendwo einige Verletzung wahrnehmen konnte. Nur an einer Thüre fand man den Schlüssel stecken. Der Verdacht fiel sogleich auf den Schlosser, welcher damals in einem obrigkeitlichen Amt stund und die Schlüssel des Rathhauses zu verwahren hatte. Es wurde sein Haus durchsucht und es gieng der nemliche Schlüssel ab. Der Schlosser wurde sogleich in Verhaft gebracht, läugnete, wurde zur Folter geführt und — gestund das Verbrechen.

Eine

Eine kurze Zeit nach seiner Hinrichtung kam ein Brief aus Ungarn an besagten Stadtmagistrat, in welchem demselben zu allenfalls nöthiger Wissenschaft bedeutet wurde, daß ein Schlossergesell wegen verschiedener Diebstähle hingerichtet worden, welcher unter andern auch die Aussage gethan habe, daß er in Deutschland und in besagter Stadt gedient, und seinem Herrn in der Stille die in einem versperrten Schrank befindlichen Schlüssel zum Rathhaus und zur dortigen Kasse, mittelst eines Dietrichs, entwendet, zur Nachtzeit sich ins Rathhaus geschlichen, das Geld genommen und bald darauf Ursache gesucht habe, seinem Herrn den Dienst aufzukündigen. Der Magistrat erschrack, wie leicht zu erachten, über diese Nachricht, bedaurte den unschuldigen Unglücklichen mit unnützem Mitleiden und stiftete zur Widererstattung seiner ungerechten Ehre (warum nicht zur kräftigen Warnung aller unbehutsamen Blutrichter?) ein immer brennendes Licht auf dem Kirchhofe." Aber das Leben konnten sie dem unschuldig Getödteten freylich nicht mehr geben, das ihn das erpreßte Geständnis eines nie begangenen Verbrechens gekostet hatte.

Wenn das unschuldige Blut aller dererjenigen, sagt Sonnenfels, aus der Erde zu den Thronen der Fürsten rufen könnte, welche auf

dem

dem Todtengerüste das Opfer der Schmerzen der Folter geworden sind; so würden dergleichen Beyspiele häufiger werden.

Menschenfreunde haben sich, besonders in unsern Tagen, bemüht, das unzulängliche und barbarische der Folter darzuthun und zu deren Abschaffung hie und da nicht nur zu rathen, sondern — was ihnen Gott lohne — thätig zu helfen. Auch die Todesstrafen sind nicht mehr so häufig, wie in ehmaligen Zeiten, sondern man sucht den Verbrecher außer Stand zu setzen, künftig zu schaden, man läßt ihn gewissermaßen für seine Thaten büßen, aber so, daß selbst seine Strafe nutzbar für den Staat werde. Wieder ein Beweis, daß wir menschlicher werden, als man sonst war.

Laßt uns auch nicht vergessen des edlen Engländers John Howard. Dieser Mann, der von Jugend auf sein größtes Vergnügen darinn fand, des Elends auf Erden weniger zu machen, fand bey Gelegenheit seines Amts, als Oberrichter der Grafschaft Bedford, die Gefängnisse in einem so entsetzlichen Zustand, daß er nicht ruhte, bis er sein Vaterland auf ihre Verbesserung aufmerksam gemacht hatte. Er reiste in England und Schottland herum, sah überall das Fehler-

hafte

hafte und rieth zu dessen Abschaffung. Dann gieng er nach Deutschland, Frankreich, die Schweiz und in andere Länder, um sich die Behandlung der Gefangenen und Züchtlinge bekannt zu machen und gab seine gesammelten Bemerkungen in einer vortreflichen Schrift heraus. Er legte dem Parlement seine Beobachtungen über die Verbesserungen der englischen Gefängnisse vor, und dies entwarf zwey Akten in dieser Rücksicht. Endlich glaubte er ein sicheres Mittel gegen die Pest entdeckt zu haben und reiste in die Türkey, um sein Mittel zu versuchen und es den Türken bekannt zu machen.

Fast allenthalben wird jetzt Freyheit des Handels begünstigt, man schaft drückende Monopolien ab, weil sie nur einige wenige bereichern und dem größten Theil der Bürger schaden. Man ermuntert den Fleiß durch öffentlich ausgesetzte Preise und rechnet Arbeitsamkeit zur Ehre des Bürgers an. So hat vor gar wenigen Jahren Spanien denjenigen des Bürgerrechts für verlustig erklärt, der kein nützliches Gewerbe treibe und verordnet, daß verdiente Handwerksleute in den Adelstand erhoben werden sollen.

Der verstorbene König von Preußen hat in dem einzigen Jahr 1783 nicht weniger als

2, 069, 500 Thaler auf die Beförderung des Ackerbaus und des Fleißes in Künsten und Gewerben, so wie auch zu Ersetzung der durch Unglücksfälle verursachten Schäden, verwendet. Für das Jahr 1784 sind von demselben wieder 5100 Thaler zu zweyhundert Preisen ausgesetzt worden und zwar auf lauter solche Verbesserungen und Arbeiten, wodurch die Erzeugnisse des Landes besser benuzt, die Unterthanen reicher werden und der Staat unabhängiger von fremder Kunst und Geschicklichkeit gemacht wird.

Der große Staatsminister des großen Königs, **von Herzberg**, hat, um den Seidenbau zu ermuntern, eine Medaille auf seine Kosten schlagen lassen. Auf der einen Seite sieht man das Bildnis **Friedrich** II mit der Umschrift: Fridericus Instaurator. (Friederich der Stifter.) Auf der Gegenseite sizt die Göttin des Fleißes unter einem Maulbeerbaum, auf dessen Blättern Seidenraupen kriechen und haspelt Cocons ab, aus einem vor ihr befindlichen Kessel. Neben ihr sieht man einen Korb mit Cocons und einigen Strehnen Seide. Die Umschrift ist: Industriae Sericae Pruss. (Dem Preußischen Fleiß im Seidenbau.) und unter dem Fußgestell: Br MDCCLXXXIII. Im Jahr 1784 ist durch diese Denkmünze sechzig

Familien eine Freude gemacht und tausend sechs und neunzig Pfund Seide gewonnen worden, wofür sie, wenn sie bloß die Cocons verkaufen, fünfhundert und acht und vierzig Reichsthaler einnehmen, die sie in fünf bis sechs Wochen verdient haben, weil zur Pflege der Seidenraupe nicht mehr Zeit erfordert wird. Wer die Seide selbst abhaspeln kann, verdient sich noch weit mehr. Im Jahr 1783 wurden in sämtlichen Preussischen Landen eilftausend Pfund Seide gewonnen, und gleich im folgenden Jahr haben sich etliche dreißig Personen, welche bekannt geworden sind, mehr damit beschäftiget. Sogar die Knaben in der Realschule zu **Berlin** werden schon im Seidenbau unterrichtet.

Der Kurfürst von **Maynz** hat im Jahr 1785 zur Verbesserung des Fabrikwesens und der Landescultur eine Prämienkasse errichtet, woran auch der Landmann z. B. durch Baumpflanzung, Vermehrung der Futterkräuter, Erbauung der nach und nach eingegangenen Häuser u. s. w. Antheil nehmen kann. Aehnliche Preise für solche Fabrikanten und Handwerker, die sich durch Fleiß und Arbeit besonders hervorthun, sind auch im **Nassau-Weilburgischen** ausgesetzt worden.

Der

Der Kurfürst von Sachsen belohnte im Jahr 1786 den verdienten Künstler **Lindner** zu Chemniz im Erzgebürge, welcher nicht nur die englischen Westen-Maschinen, sondern auch die englischen Strumpfwirkerstühle nachzumachen erfand, mit funfzig Thalern zu einiger Aufmunterung, in seinem rühmlichen Fleiß fortzufahren.

Der jezt regierende König von Preussen hat die höchst nüzliche Einrichtung seines großen Vorgängers beybehalten und läßt zur Beförderung des Fleißes und der Landesverbesserung jährlich Prämien austheilen, so wie der Graf **von Herzberg** mit den Belohnungen für die Seidenbauer ununterbrochen fortfährt.

Die Hochfürstlich-Hessische Gesellschaft des Ackerbaus und der Künste sezt für die Innländer alle Jahr etliche Preise aus. Im Jahr 1787 betrafen die Gegenstände: Anbau des Klees und anderer Futterkräuter — Bienenzucht — Hopfenbau — Hanfbau, Anpflanzung von Obst-Weiden und Maulbeerbäumen, — Verbesserung der Schaafzucht durch spanische Böcke — Verfertigung von feinem Tuch, — die Leder-Bereitung — Linnenweberey u. s. w. Die Preise sind am Werth von zwey bis zu zehn Louisd'or verschieden.

Man ist von dem Vorurtheil ziemlich zurückgekommen, daß es eine verdienstliche Handlung sey, zur Ehre irgend eines Heiligen zu faullenzen, und hat daher in den meisten katholischen Staaten die vielen unnützen und den Müssiggang befördernden Feyertage abgeschaft und auf die Sonntage verlegt. Müssiggang wird heut zu Tag für eine Schande gehalten, der faule Bettler soll nicht mehr gefüttert werden, sondern man schaft ihm Gelegenheit durch Errichtung von Arbeitshäusern seinen Unterhalt zu verdienen.

Man höre, was selbst Bettelmönche jetzt für Begriffe vom Allmosengeben und betteln auszubreiten bemüht sind. Kürzlich ist eine Predigt erschienen, gehalten **in der Kirche zum heiligen Martin bey Einführung des Armeninstituts in der vorderösterreichischen Stadt Rottenburg, den zweyten Advent-Sonntag 1787 von Pater Amian Bleyle, Capuziner,** worinn der Prediger unter anderm sagt: „Der gefühlvolle „Menschenfreund weiß nun wohl aus der Geschichte „und Erfahrung, daß durchs Bettelgehen und ver„einzeltes Allmosengeben dieser traurige Zustand „bey weitem nicht gemindert, ja auf der andern „Seite vermehrt wird. Und was ihm noch mehr „als Brodmangel der Armen durch die Seele „geht, er sieht, daß das Bettelhandwerk die

„Mensch-

„Menschheit herabwürdigt. Nicht als ob noth„gedrungenes bescheidenes Bitten um Allmosen „an sich entehrte; aber Gewerbe davon zu ma„chen, sich darauf, als eine Berufssache, legen, „mit ganzen Horden herumziehen und Kinder da„zu abrichten, das bringt wirklich Schande und „Unehre dem Menschen und dem Lande, wo sol„ches geduldet wird. — Seite 18 fährt er fort: „und obgleich in den finstern Zeiten, besonders „des Mittelalters, manche ungereimte Spen„den für fette Müssiggänger gemacht wurden; „so ist doch jetzt der Geist der Gemeinnützigkeit rege „geworden. Wahrhaftig, ich bin überzeugt, unser „Armen-Institut würde Riesenschritte gemacht „haben, wenn nur mehr Aufklärung des Volks „vorausgegangen wäre, die blinde Anhänglichkeit „an gewisse andere Verbindungen, von de„nen das Christenthum nichts weiß, die „Stimme der Wahrheit durch die Wolke von „Vorurtheilen hätte durchbrechen lassen.“ u. s. w.

Nur ein paar Beyspiele aus dem Journal für Deutschland von abgeschafter Betteley will ich anführen, damit keine meiner Versicherungen ohne Beyspiel und Beweis bleibe.

Zu Gera im Vogtland wurde mit Anfang des Jahrs 1784 alles Betteln sehr strenge verboten,

und bald darauf machte man Anstalten, die Armen zu unterstützen.

Im nemlichen Jahr verbot durch eine öffentliche Verordnung der Bischof von Fulda ebenfalls den Gassenbettel, als dem gemeinen Wesen nicht nur höchst schädlich, der öffentlichen Sicherheit gefährlich, und der guten Erziehung und den Sitten verderblich, wogegen aber die wahrhaft Armen auf eine anständige Weise versorgt worden sind.

Im Jahr 1786 ist zu Coburg der Straßenbettel abgeschaft und die Armenanstalt verbessert geworden.

Laßt uns noch einige wohl eingerichtete Armenversorgungs-Anstalten näher betrachten, zum Beweis, daß man auch über diesen Punkt aufgeklärter, als ehmals, denkt. In vorigen Zeiten sah man das Almosengeben ohne Unterschied für verdienstlich an, aber heut zu Tag, da man in der That besser darüber nachdenkt, was das Wohl der Menschheit fördert oder hindert und Anstalten dazu trift, hat man als Regel festgesetzt, daß derjenige, welcher nicht arbeiten **will**, auch nicht essen soll, und daß nur solche kräftige Unterstützung des Staats und ihrer Mitbürger verdienen, welche Alters-Krankheits- und Schwachheits halber ihr

Brod

Brod nicht mehr gewinnen können. Dies ist der Maasstab, nach welchem die wohlthätigen Anstalten zu messen und anzusehen sind, von welchen ich jezt eine kurze Beschreibung geben will.

Ein um die bessere Armenversorgung höchst verdienter Mann ist der würdige Prediger Sintenis zu Zerbst. Er fieng sein edles Geschäfte damit an, daß er eine Predigt über die Schädlichkeit der öffentlichen Betteley hielt, welche zum Besten der verbesserten Armenanstalt gedruckt worden ist. Er bewirkte hiedurch, daß sogleich an allen Thoren der Stadt herrschaftliche Befehle gegen die Betteley angeschlagen wurden. Er kaufte ein Haus, worinn eine Flachsspinnerey angefangen ward, wozu auch noch eine Wollenspinnerey kommen soll. Dies konnte er um so eher gleich unternehmen, da durch den Absaz seiner Predigt und andere freywillige Beyträge gegen neunhundert Thaler gesammelt worden sind. Davon wurde nicht nur die Armenanstalt eingerichtet, sondern auch im ersten Winter den Aermsten für fast dreyhundert Thaler Holz gekauft, Arzeneyen für Kranke bezahlt, aus Noth versezte Betten eingelößt und gegen vierzig Arme noch besonders ernährt, fünf und zwanzig Kinder im Schreiben und Rechnen unterrichtet wurden u. s. w. Der Armen, welche gleich von Anfang er-

nährt worden sind, waren über zweyhundert und funfzig. In dem erkauften Hause wird nach und nach ein Arbeitssaal, einige Arbeitsstuben, eine Wohnung für den Wärter, eine Stube zur Austheilung und eine zum Aufenthalt für Wahnsinnige angelegt und so das Publikum von der Last des Bettels ganz frey werden.

In **Oldenburg**, der Hauptstadt des Herzogthums dieses Namens, wo schon längst schöne Armenanstalten waren, hat im Jahr 1784 eine Gesellschaft edler Menschenfreunde auch ein **Institut zur Verpflegung kranker Hausarmen**, nach dem Muster der vortreflichen Hamburger Anstalt errichtet, welches mit dem ersten März des besagten Jahrs seinen Anfang genommen hat. Der Plan der Oldenburgischen Armenanstalten, welcher unter dem ersten August 1786 bekannt gemacht worden und mit dem 1 Jan. 1787 zu Stande gekommen, ist so vortreflich, daß ich nicht umhin kann, etwas weniges davon den Lesern mitzutheilen. Die Hauptabsichten, welche man zu erreichen trachtet, sind 1) nothdürftige Unterhaltung der **wirklich Armen und Nothleidenden**, 2) Beschäftigung derer, welche noch im Stande sind, einen Theil ihres Unterhalts zu verdienen; 3) gänzliche Abstellung des Bettels und muthwilligen Müssiggangs; 4) möglichst gleiche Vertheilung

der Beyträge, welche jeder Einwohner, als Christ und Bürger, seinen nothleidenden Mitbrüdern zu geben schuldig ist. Jedes Kirchspiel versorgt seine Armen; die nicht arbeiten können ganz; andere zum Theil. Die Unterstützung wird theils in baarem Geld, theils in Lebensmitteln, Kleidungsstücken und Materialien zur Verarbeitung geleistet. Unvermögende Greise, oder kranke Arme, die keine Anverwandten haben, werden bey andern Personen zur Verpflegung verdungen; so wie auch die armen elternlosen Kinder. Letztere müssen von ihren Pflegvätern zu guten Sitten und zum Fleiß angehalten werden, worüber die Armen-Direktion beständig wacht. Die Kranken werden nicht bloß unentgeltlich mit Arzeneyen versehen, sondern auch mit Speisen und Verpflegung durch andere Arme. Unverschuldete höhern Standes, oder Leute, welche durch außerordentliche Unglücksfälle, als Brandschäden, Beraubung, Schifbruch und dergleichen, zurückgekommen sind, erhalten auch außerordentliche Hülfe. Das Betteln ist gänzlich abgeschaft, bey empfindlicher Leibes- oder Gefängnisstrafe. — Durch dergleichen Anstalten erhält wenigstens der Arme Sicherheit, im Alter nicht zu verhungern, und der Faullenzer wird genöthigt, sein Brod zu

verdienen, und das ist doch gewiß Beweis vom Fortschreiten des Menschengeschlechts im Guten.

In der Stadt Mecheln, in den Oesterreichischen Niederlanden, hörte man bisher öfters die Armen klagen, daß sie gerne das Betteln vermeiden wollten; aber es fehle ihnen an Arbeit, da sie kein Handwerk gelernt hätten. Um also dergleichen besser gesinnte Menschen dem Müssiggang zu entreissen, wurde im Jahr 1780 von einigen Patrioten eine Baumwollenspinnerey angelegt. Wer Lust hat, sie zu besuchen, wird aufgenommen, unterrichtet, verdient sich etwas und erhält dann noch Almosen überdas. Bey dieser Anstalt wird auch alle Wochen einmal Christenlehre gehalten und Brod und Geld vertheilt. Wer am besten antworten kann, wird noch besonders belohnt. So werden also die Armen auf mancherley Weise verbessert.

In Berlin ist eine deutsche Gesellschaft zur Versorgung wahrer Hausarmen mit Brennholz entstanden hat und allein im Winter 1783, welcher sehr hart war, neunhundert sechs und siebenzig Familien damit unterstützt. Gleichergestalt machte sich an diesem Ort eine französische Gesellschaft verdient, welche im Winter 1784 sechshundert vierzehn Familien und noch einzelne Personen

sonen durch Vertheilung von Brennholz vor strenger Kälte schützten und die deutsche fuhr ebenfalls in ihrem rühmlichen Wohlthun jährlich fort.

In den theuren siebenziger Jahren nahm — wie allenthalben — auch in der Stadt **Eisleben**, der Gassenbettel sehr überhand. Ueberzeugt, wie höchst schädlich er der Sittlichkeit sey, stiftete der Oberaufseher, Herr **von Burgsdorf**, daselbst, eine Armenanstalt, deren erster und einziger Fond bloß aus milden Beyträgen gutherziger Personen bestund und doch erhielt der Staat dadurch sechzig Unterthanen wohl erzogen, gebildet und unterrichtet, eine ansehnliche Anzahl von Armen bekommt täglich Arbeit und Brod und wird zu einem sittlichen und christlichen Lebenswandel angehalten. Jetzt ist es unbesorgt, jemals Noth zu leiden, weil es in sechzehn Jahren keine gelitten hat.

In **Merseburg** ist mit dem Anfang des Jahrs 1785 das Betteln auf den Straßen gänzlich abgestellt und dagegen eine Hülfs- und Versorgungs-Anstalt für wahre Nothleidende errichtet worden. Ganz Unvermögende erhalten wöchentlich sechs bis zehn Groschen. Wer nicht genug verdienen kann, bekommt einen Zuschuß, und wem es an Verdienst fehlt, dem giebt man Flachs, Wolle, Baum-

wolle

wolle und dergleichen Materialien. In der Stadt sowohl als den Vorstädten sind gewisse Versammlungsstuben, wo die Armen, welche keine Feurung haben, von Morgens acht, bis Abends neun Uhr unter Aufsicht arbeiten können, wohin aber niemand mit Gewalt genöthiget wird.

Der vortrefliche Erzbischof von Salzburg hat in einem Rescript vom 20 Apr. 1785 das Betteln verboten und schöne Armenanstalten errichtet.

Zu Olbernhau, einem dem Chursächsischen Minister, Grafen von Loß, gehörigen Dorf an der böhmischen Grenze, wimmelte es sonsten von Bettlern, jetzt sieht man, durch die Bemühung des Justiz-Direktors, Herrn Bieliz, daselbst, keinen mehr. Wahre unvermögende Arme erhalten aus der Allmosenkasse so viel sie brauchen, wer etwas verdienen kann, erhält Arbeit im Arbeitshaus und wenn da zu viele Leute wären, bey Privatpersonen. Wer einem Bettler etwas giebt, wird unnachläßlich um fünf Thaler gestraft. Fremde muthwillige Bettler werden aufgesucht und über die Grenze geschickt, arme Handwerksbursche und Reisende aber erhalten aus der Armenkasse so viel, daß sie wieder weiter fortkommen können. Das benachbarte Amt Lauterstein hat

sogleich,

sogleich, durch Errichtung ähnlicher Anstalten, dem braven Herrn Bieliz nachgeahmt.

Zu Hildburghausen ist im Jahr 1785 auf Betrieb des würdigen Herrn Hofrath Strasser zur Erleichterung der Noth der Dürftigen eine Armenkasse und eine Spinnerey angelegt worden und jeder Menschenfreund segnet ihn dafür.

Die Stadt **Hannover** hat ebenfalls, wie **Berlin**, eine **Feurungs-Anstalt für die Armen** erhalten, wo ihnen von den milden Beyträgen wohlthätiger Personen Holz und Torf gereicht wird. Durch den seeligen Hofrath **Alemann** daselbst entstand ein Werkhaus, wodurch die starke Betteley, die sonst **Hannover** entehrte, aufhörte, darum konnte dieser Mann auch mit Recht von sich sagen: **er bringe es vielleicht in einigen Jahren dahin, daß niemand in Hannover sich hungrig schlafen legen dürfe.**

Bis zum Jahr 1773 war die Armenanstalt zu Anspach in der nemlichen Lage, in der sie noch an vielen Orten ist. Es wurden viele Almosen aus den dazu errichteten Kassen vertheilt und dennoch durchgängig gebettelt. Diese doppelte Last drückte nun das Publikum zu sehr, als daß der Fürst dem Uebel länger zusehen konnte.

Man

Man machte verschiedene Vorschläge, unter welchen wohl der der beste wäre: den Armen Arbeit zu schaffen, um die Ausflucht abzuschneiden: „wir haben nichts zu arbeiten, darum müssen wir betteln.“ Es wurde also, um dem Müssiggang und der daraus folgenden Betteley zu steuern, ein Spinn-Institut gestiftet. Das Bedürfnis eines jeden Armen wurde reiflich erwogen, und was er nicht in diesem Institut verdienen kann, wird ihm aus der Armenkasse zugelegt, und nun durfte seit 1783 kein Mensch mehr betteln. Kranke, oder zu aller Arbeit ganz Untaugliche, werden mit reichlichem Almosen und freyer Arzeney versehen. Gleiche Anstalten sind in allen Landstädten errichtet, auch in **Bayreuth** und **Erlangen** Einrichtungen getroffen worden, um dem Müssiggang und Bettel abzuhelfen.

Die Hessencasselsche Gesellschaft des Ackerbaus und der Künste setzte vor einigen Jahren einen Preis auf die beste Beantwortung der Frage: wie das Betteln in Cassel am ehesten abzuschaffen wäre. Hierauf wurde eine Armen-Commission niedergesetzt und bald darauf wurden alle Bettler unsichtbar. Diese Commission traf unter andern auch folgende Anstalten: Das Geben an Hausauch verschämte Arme ist durchaus verboten, sogar bey Strafe; durch die Hände der Commission hin-

hingegen kann jeder Gutes thun, so viel er will. Außer dem Arbeitshaus miethete sie für die Erwachsenen in verschiedenen Gegenden der Stadt Häuser und hat die Gewalt, stufenweise durch Gefängnisse, Zucht- und dergleichen Häuser, die müssigen Bettler zu strafen. Das einzige Arbeitshaus enthält allein über hundert Kinder, die sonst bettelten, jetzt aber es weder können, noch mögen. Sie werden unterrichtet, gut gekleidet und gespeißt. Zu ihrem Besten gaben vor einigen Jahren zwey Freymaurer-Logen ein Concert, dessen Einnahme gegen tausend Reichsthaler stark war. Die Armen erhalten ihre Beysteuer nicht mehr bloß an Gelde, sondern auch an Brod, durch mehrere in der Stadt vertheilte Bäcker. — So hat der Landgraf auch die Armenanstalten zu **Hanau** auf einen vortreflichen Fuß gesetzt.

Zu **Halle** in Sachsen wurde es noch vor wenigen Jahren für eine Unmöglichkeit angesehen, die Straßenbetteley abzuschaffen und die Armen zu versorgen. Beydes ist nun durch einige thätige Menschenfreunde bewirkt worden. Durch eine veranstaltete Subscription wurde der bisherige Armenfond gleich um siebentausend Thaler vermehrt. Man schafte denen, welche arbeiten konnten, Verdienst, durch Wolle- und Flachsspinnen und der Magistrat legte vier Arbeitsstuben im öffentlichen

Zucht= und Arbeitshaus an. Das Jahr zuvor konnten nur hundert und zwey und funfzig Thaler, zwölf Groschen, an zweyhundert und sieben und achtzig Arme gegeben werden, hingegen im ersten Jahr der neuen Einrichtung an sechshundert acht und zwanzig Arme vierhundert neun und achtzig Thaler, ein Groschen, und noch blieben bey der ersten Jahres = Abrechnung über siebenhundert Thaler in der Kasse vorräthig, von denen Almosen und Zugaben künftig können abgereicht werden.

Durch den Oberprediger und Inspektor Herrn Johann Henrich Müller sind in der Stadt Calbe an der Saale gute Armenanstalten zu Stande gekommen. Die Kasse hatte vom November 1784 bis letzten December 1785 tausend zweyhundert sieben und funfzig Thaler, achtzehn Groschen und acht Pfennige Einnahme gehabt, und davon eilfhundert sieben und zwanzig Thaler ein und zwanzig Groschen auf die Verpflegung von hundert und siebzehn Armen, die Fremden ungerechnet, verwendet, und behielt hundert neun und zwanzig Thaler ein und zwanzig Groschen acht Pfennige übrig.

Ungeachtet der guten landesherrlichen Vorschriften, hatte in der Stadt Naumburg die

Betteley so überhand genommen, daß die armen Leute an gewissen Tagen schaarenweise herumzogen und dadurch den Innwohnern sehr zur Last fielen. Daher hat im Jahr 1785 der Magistrat daselbst eine Arbeits-Anstalt errichtet, worinn jeder, der arbeiten will, mit Materialien versehen wird. Alte, kranke und schwache Personen aber erhalten besonders Unterstützung, Handwerksbursche und Reisende, denen das Betteln untersagt ist, einen Zehrpfennig.

Zu Koppenbrügge, einem Flecken der Grafschaft Spielberg in Westphalen, haben sich im Jahr 1787 eine kleine Anzahl mitleidiger und wohlhabender Menschenfreunde vereinigt, dem Elend ihrer Mitbürger abzuhelfen. Sie beschlossen freywillig, nach ihrem Vermögen zu subscribiren, und der Landesherr, dem dieses sehr wohl gefiel, unterzeichnete gleich jährlich hundert und zwanzig Thaler. Nach Verhältnis giebt jeder, der geringste zwey Thaler. Wer nicht unterzeichnet hat, giebt alle Sonntage etwas freywilliges, und dadurch kommt so viel zusammen, daß die in drey Klassen vertheilte Armen sich satt essen können und die Betteley völlig aufgehört hat.

Die musterhaftesten Anstalten für Arme sind unstreitig zu Lübeck und Maynz. Die deutsche

Zeitung giebt im Jahr 1787 von beyden Nachricht, und das wesentlichste davon will ich hier wiederholen. Schon vor einigen Jahren wurde man zu Lübeck bewogen, eine wöchentliche Sammlung freywilliger Almosen, fürs erste nur zur Probe auf zwey Jahre, zu versuchen. Nach Verfluß dieser Zeit setzte man die Sammlung fort, fand die Beyträge ergiebig, und nun ist die Armenanstalt folgendergestalten eingerichtet. Bürger und auch mit dem Bürgereid der Stadt verwandte Innwohner, sammeln, so wie sie die Reihe trift, alle in Person. Selbst die Herren des Raths, Geistliche und andere angesehene Personen, schämen sich dieses edeln Geschäfts nicht. Jeder giebt so viel er will, schreibt seinen Namen und jedesmaligen Beytrag in ein dazu bestimmtes Buch, und alle Freytage werden die Almosen von einem Herrn des Raths und zwey Bürgern ausgetheilt. Ehe die Armen aber an den gesammelten Wohlthaten Theil nehmen können, müssen sie einen Schein von einem Prediger aufweisen, worinn enthalten ist: 1) Wie er (sie) heiße? 2) Wie alt er (sie) sey? 3) Wie lang er (sie) sich in der Stadt aufgehalten? 4) Wovon er (sie) sich genährt habe? 5) Ob er (sie) verheyrathet sey? 6) Ob er (sie) Kinder habe und wie viele? 7) Wie alt die Kinder seyn? 8) Ob

und wo sie in die Schule gehen? 9) Oder womit sie sich beschäftigen? 10) Wodurch er (sie) in Dürftigkeit gerathen sey? 11) Seit wie lange er (sie) ihren Unterhalt nicht mehr erwerben können? 12) Ob und wie viel er (sie) mit den Ihrigen wöchentlich verdiene? 13) Ob er (sie) noch etwas im Vermögen habe und wie viel? 14) Ob er (sie) zu gewissen Zeiten etwas aus Testamenten bekomme? aus welchen und wie viel? 16) Wo er (sie) jetzt wohne? 17) Ob er (sie) freye Wohnung und wie viel Einkommen dabey habe? — Werden die Umstände so befunden, daß die Armen Unterstützung verdienen, so bekommen sie wöchentlich vier, sechs, acht, zehn, zwölf, auch sechzehn Groschen: Kranke werden außerdem unterstützt. Alle drey Wochen wird untersucht, ob und wo mehrere Hülfe erfordert werde.

In Maynz dachte der Kurfürst selbst zuerst darauf, die Noth der Dürftigen zu lindern und entwarf den Plan dazu. Seit dem Jänner 1787 ist nun die schöne Anstalt völlig im Gang. Alle milde Stiftungen sind in eins zusammen vereinigt und dem General-Armen-Direktorium zur Verwaltung übergeben worden. Alle Betteley (die der Bettelmönche leider bis jetzt ausgenommen) ist abgeschaft, dagegen wöchentlich sechs

angesehene Männer in der Stadt herum gehen und für die Armen sammeln, wo es dann jedem frey steht, so viel als er will zu geben, seinen Beytrag in ein Buch einzuschreiben, oder in die verschlossene Büchse zu legen. Sogar ist jedem erlaubt, in einem versiegelten Zeddel zu melden, wie er seine Wohlthat verwendet haben möchte, und kann sicher seyn, daß es geschehen werde. Durch das Intelligenzblatt wird nicht nur wöchentlich die eingesammelte Summe, sondern die Art der Verwendung zugleich angezeigt. Die Dürftigen sind in drey Klassen abgetheilt: solche, die nicht arbeiten können und daher ihre ganze Unterhaltung von dem Institut bekommen; solche, die einen Theil ihres Unterhalts verdienen können und nur eines Zuschusses bedürfen; und solche, die ihren Unterhalt durch Arbeit gewinnen könnten, aber nicht wollen, oder denen es an Gelegenheit dazu fehlt. Zum Behuf der beyden letztern Klassen ist eine große Manufaktur-Anstalt zur Verarbeitung aller Arten von Spinnerey in Wolle, Baumwolle, Flachs und Seide, unter der Firma der **Kurfürstlichen Armenfabrik**, errichtet worden, wo Arme jedes Alters und Standes einen nothdürftigen Unterhalt finden können.

Diese hat im Jahr 1787 schon ein ansehnliches Waarenlager von verschiedenen Sorten Tuch, Tuchrasch, Camelot, Moltong, Fries, Flanell, Siamoise, Baumwolle, gestreifte und andere Leinenzeuge, rohe Leinwand, Damast und ordinäres Tischzeug, Plüsch, Kaffa, Beuteltuch, Augustiner und Erfurter Zeug u. s. w. eröfnet. In dem ehmaligen Jesuiter-Collegium werden im Winter mehrere große Säle geheizt und erleuchtet, in welchen die Arbeiter, nach Verschiedenheit ihres Geschlechts und der Geschäfte, vertheilt sind. Es steht auch jedem frey, seine Arbeit mit nach Hause zu nehmen, oder wenn er eine einträglichere Beschäftigung für sich oder jemand anders hat, sie in den Sälen des Instituts zu verrichten, und für dieses nur dann zu arbeiten, wenn es ihm an anderweitigem Verdienst fehlt. Die Dürftigen aus der dritten Klasse haben außer der Heizung auch den Arzt und die Arzeneyen frey und nehmen, wenn sie sich auszeichnen, an den ausgesetzten Belohnungen Theil. Jede Person kann durch Spinnen wöchentlich einen Gulden bis einen Thaler und darüber verdienen. Es ist sehr zu wünschen, daß diese menschenfreundliche Anstalt immer guter Unterstützung geniesse.

Arbeitshäuser waren bisher gleichsam als Strafsörter angesehen und der rechtschaffene Bürger, der vielleicht ohne sein Verschulden arm war, konnte sie nicht besuchen, weil er nicht gerne seine Zeit in Gesellschaft von Verbrechern zubringen wollte, die der Staat von den übrigen Menschen, als unnütze und schädliche Glieder, zu sondern genöthigt war. Am allerwenigsten aber konnte die Jugend, ohne Gefahr in die äußerste Sittenverderbnis zu fallen, in dergleichen öffentliche Häuser gelassen werden. Auch diesen wichtigen Mängeln ist durch Verbesserung der Arbeitshäuser und ihre Absonderung von den Zuchthäusern, welche letztere ebenfalls auf einen erträglichern Fuß gesetzt worden sind, nunmehr abgeholfen. Ich will davon ebenfalls einige nennen.

Um die Jugend dem leidigen Bettel zu entreissen und sie gleich frühzeitig zur Arbeit zu gewöhnen, errichtete Hofrath Vogel zu Emmedingen, einem Markgräflich-Baadischen Städtchen, im Waisenhaus eine Baumwollenspinnerey, wodurch 37 Kinder im Hause und gegen 600 im ganzen Oberamt in Stand gesetzt sind, im Durchschnitt wöchentlich dreissig Kreuzer zu verdienen. Das Oberamt gewinnt durch diese Anstalt jährlich funfzehntausend sechshundert Gulden, welche bloß durch Kinder verdient werden.

In **Mayen**, einem Kur-Trierischen Städtchen, ist, zur Steurung des Bettels, auf Kurfürstlichen Befehl in einem dazu eingeräumten grossen Gebäude eine Leinen- und Wollenfabrik angelegt worden, um dadurch müssigen Bettlern und andern nahrungslosen Menschen Arbeit und Unterhalt zu schaffen.

Als der vortrefliche Herr Coadjutor **von Dalberg** noch Statthalter in **Erfurt** war, gab er dem dortigen **Policeyhaus** folgende schöne Einrichtung. Es faßt dreyhundert Personen, welche darinn freye Wohnung, Heizung, Licht, Spinnräder und andere Werkzeuge zur Arbeit, auch ein Bett zum Lager bekommen, wenn sie keins haben. Nicht nur einzele Personen, sondern ganze Familien mit ihren Kindern, können dahin kommen. Man sorgt für Reinlichkeit, stilles, sittsames und christliches Betragen. Auch unglückliche Kindbetterinnen finden daselbst eine Zuflucht. Auf den Unterschied der Religion wird bey der Aufnahme in dieses Haus gar nicht gesehen, sondern blos allein auf die Grösse der Noth, die den Armen drückt. Personen, welche in der Anstalt gefährlich krank werden, kommen in die Hospitäler und die, welche ansteckende Seuchen haben, werden gar nicht aufgenommen. Hat eine arme Familie ihre Umstände so verbessert,

daß sie wieder für sich wirthschaften kann, so darf sie dies Haus verlassen, eben so, wie nicht leicht jemand zum Eintritt gezwungen wird. Diese Anstalt kostet beyweitem das nicht, was diejenigen erfordern, in welchen man auf Rechnung derselben die Armen arbeiten läßt, denn hier treibt eigenes Bedürfnis zum Fleiß, und man braucht nicht so viel Aufseher und Rechnungsführer. Hat aber der Dürftige, der arbeiten kann, nur hinlängliche Arbeit, und ist vor Erfrieren und Verhungern gesichert, so ist es doch gewiß besser, als wenn man ihn auf gemeine Kosten faullenzen und wohlleben läßt.

Zu Pforzheim war es bisher gewöhnlich, daß die Verbrecher in dem dortigen Zuchthaus, nach Maßgabe ihrer Kräfte und ohne Rücksicht ob und was für ein Handwerk sie erlernt hätten, zu Wollarbeiten, Holz- und Gartenarbeit, Steinfuhren u. s. w. angehalten wurden. Dadurch gewann nicht nur die Anstalt nichts, sondern die Züchtlinge verlernten ihre Professionen, und kamen sie aus dem Zuchthaus, so hatten sie keine Lust mehr, dieselben fortzutreiben und wurden schlimmer, als sie vorher waren. Um wie viel vernünftiger ist nun dagegen die jetzige Einrichtung! Alle Handwerker, welche zum besten der Oekonomie arbeiten können, hat man ausgehoben und

gehörig eingetheilt. So besitzt nun die Anstalt eine Schusterey, Schneiderey, Tischlerey, Schlosserey, Dreherey, Steinhauerey, eine Schmiedewerkstatt und die meisten Bauarbeiten werden durch eigene Zimmerleute und Maurer, welches lauter Züchtlinge sind, aufgeführt. Ganz junge Züchtlinge können ohnentgeltlich ein Handwerk erlernen, welches sie wählen wollen, und die Reinigung der Wäsche, welche ehmals von fremden Personen besorgt worden ist, haben nun die weiblichen Züchtlinge übernehmen müssen.

Das Oberschwäbische Kreisviertel hat zu Abstellung der Betteley in der Stadt Ravensburg im Jahr 1783 ein gemeinschaftliches Arbeitshaus errichtet, und das nemliche hat das untere Kreisviertel in dem bisherigen Zuchthaus in dem Bischöflich-Augsburgischen Marktflecken Buchloe gethan.

Eine sehr schöne Anstalt von einem zur freywilligen Wollen- und Flachsspinnerey errichteten Werkhaus ist vor einigen Jahren in der herzoglichen Residenzstadt Gotha zu Stande gekommen. Dieses Werkhaus enthält, außer andern Bequemlichkeiten, einen heizbaren Saal von fünf und vierzig Schuhen in der Länge und fünf und zwanzig in der Breite. Darinn sind sechzig be-

queme mit Nummern versehene Stühle und vor jedem steht ein mit eben derselben Nummer bezeichnetes Spinnrad. Am Tage bekommt der Saal durch acht verhältnismäßig große Fenster hinlängliches Licht und des Abends erhält er, mittelst einer an der Decke angebrachten Lampe, eine so vorzügliche Erleuchtung, daß man allenthalben auf das vollkommenste sehen kann. Dieser Saal wird alle Jahre den ersten Decembris geöfnet und mit dem 31 März geschlossen. Fällt der Winter früher ein, so geschieht auch die Eröfnung eher, so wie er länger offen bleibt, wenn der Winter länger währt. Während dieser Zeit ist allen in der Stadt Gotha wohnenden Personen, weiblichen Geschlechts, im Fall sie nicht mit einer eckelhaften und ansteckenden Krankheit behaftet sind, erlaubt, sich in dem Werkhaus einzufinden und ihren Unterhalt durch Spinnen zu erwerben. Außerdem sind noch verschiedene Anordnungen gemacht, welche dem Institut, das jetzt beträchtlich vergrößert worden ist, einen ziemlich hohen Grad von Vollkommenheit geben.

Zu **Magdeburg** ist im Jahr 1787 ein solches freywilliges Arbeitshaus errichtet worden, welches beynahe die nemliche Einrichtung, wie das zu Gotha, hat. Damit ist auch eine Spinnschule für Kinder verbunden worden und das Arbeits-

haus

haus steht jedem, der arbeiten will, das ganze Jahr hindurch, Sonn- und Feyertage ausgenommen, offen.

In der Reichsstadt **Memmingen** nahm im Jahr 1786 das Institut einer Wollenspinnerey für arme Kinder seinen Anfang und wird immer mit gutem Erfolg getrieben. Das Spinnhaus wird im Sommer früh um sechs Uhr eröfnet und die arbeitenden Kinder bleiben bis zwölfe Mittags, Nachmittags aber von ein- bis sechs Uhr. Außerdem ist ihnen erlaubt, ja zur Pflicht gemacht, täglich eine Stunde, von acht bis neun Uhr die Schule und am Donnerstag von eins bis zwey Uhr die Kinderlehre zu besuchen. Am Sonnabend Nachmittags werden diese Kinder von einem deutschen Schulmeister in den Anfangsgründen des Christenthums unterrichtet, auch durch Belohnungen zu Fleiß und Arbeitsamkeit ermuntert. Auch erwachsene Personen haben seit einiger Zeit angefangen, freywillig das Spinnhaus zu besuchen, und man hat damit einstweilen immer so viel gewonnen, daß dem Bettel gesteurt ist, hingegen die Kinder zur Arbeit und Ordnung gewöhnt werden.

III.

Ich habe schon mehrere Proben des Vorzugs unsrer Zeiten, daß sie menschlicher werden, angeführt, ich will davon noch mehr sagen. Es liesse sich viel von der Barbarey verflossener Jahrhunderte schreiben, und dann würde das Gemählde unsers Zeitalters ein trefliches Gegenstück abgeben; ich will aber — um nicht zu weitläufig zu werden — nur bey wenigem stehen bleiben, und bey dieser Beschreibung den Britten **Robertson** *) zum Führer nehmen.

Bey der Zerstörung des römischen Reichs durch die Barbaren geschahen die unerhörtesten Grausamkeiten. Wohin sie einen Tritt thaten, floß Blut. Kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht, oder Rang wurde verschont. Die fruchtbarsten und volkreichsten Provinzen wurden in Wüsten verwandelt. Hunger und Pest, gewöhnliches Gefolge des Krieges, verwüsteten vollends, was die Unmenschen übrig gelassen hatten.

Von dieser Zeit an bis zum eilften Jahrhundert, war nichts als Sturm, Unterdrückung und Räuberey.

*) Geschichte der Regierung Kaiser Karl V. Erster Theil.

berey. Nicht nur schöne Künste verschwanden gänzlich, sondern selbst solche, ohne die man das Leben kaum als annehmlich ansehen kann, waren verloren. Man findet in den gleichzeitigen Geschichtschreibern eine Reihe von Frevelthaten, Grausamkeiten, Meyneiden und Rachgier aufgezeichnet, die fast allen Glauben übersteigen. Aus einem Trieb zur Menschlichkeit weigert sich **Procopius**, einen genauen Abriß von den Grausamkeiten der Gothen zu machen. Als die Vandalen Spanien, eine der fruchtbarsten und volkreichsten Provinzen des damaligen römischen Kaiserthums, überschwemmten, verwüsteten sie alles so entsetzlich, daß die Lebenden gezwungen waren, sich mit den todten Körpern ihrer Mitbürger zu sättigen. Zwischen ihnen und den Gothen entstund selbst Krieg, beyde Parteyen plünderten das Land, und obgleich anfangs die Städte verschont blieben, so wurden sie doch nachher in Aschenhaufen verwandelt und ihre Bewohner allen möglichen Drangsalen ausgesetzt. Afrika war nebst Egypten die fruchtbarste aller römischen Provinzen. Die Barbaren verheerten sie und rotteten alles mit Feuer und Schwerd aus. Sie verschonten nicht einmal der Weinstöcke und Obstbäume, damit es denen, welche den Schwerd entronnen waren, schlechterdings an aller Nahrung

rung fehlen möchte. Ihre Gefangenen peinigten sie mit der schrecklichsten Grausamkeit, ihre versteckten Schätze herauszugeben, und je mehr sie bekamen, desto mehr wollten sie noch haben. Je edler ihre Gefangenen waren, desto mehr beschimpften sie solche. Oeffentliche Gebäude, die der Wuth der Flammen widerstanden, wurden geschleift und dem Erdboden gleich gemacht. Sie liessen viele Städte ohne Einwohner. Wenn sie vor einen befestigten Ort kamen, den ihre rohe und undisciplinirte Armee nicht erobern konnte, so versammelten sie vor demselben eine Menge von Gefangenen, metzelten sie nieder und liessen sie unbegraben liegen, damit der Gestank der Leichen die Besatzung zwingen möchte, den Ort zu verlassen.

Wenn ich auch nicht so weit in der Geschichte hätte hinauf gehen wollen, so würde der beträchtliche Unterschied zwischen unsern und den vorigen Zeiten schon dadurch sehr einleuchtend geworden seyn, wenn ich meine Leser nur an den schrecklichen Krieg erinnert hätte, welcher erst im siebzehnten Jahrhundert, dreissig Jahre lang unser deutsches Vaterland verheert hat. Er kostete Deutschland viele hunderttausend Menschen, die durch Schwerd, Feuer, Hunger und anderes vielfaches Elend ihr Leben verloren haben. Große Lan-

desstriche wurden zu Wüsteneyen, wo man kein angebautes Feld, keine Dörfer und in den selten gewordenen Städten kaum einige Einwohner erblickte. Man verbrannte und mordete oft, ohne daß man Widerstand fand. Alle Contributionen wurden mit der schrecklichsten Grausamkeit erpreßt und der mehr nach Raub als nach Ehre dürstende Landsknecht, vor dessen viehischer Wuth kein Weib, kein Mädchen, kein ungebohrnes Kind unter dem Herzen seiner Mutter sicher war, benahm sich wohl so schrecklich, als die Barbaren unter **Attila** und andern fürchterlichen Unmenschen.

Ein anderes Denkmahl von deutscher Barbarey finde ich im dritten Theil des **Zöllnerschen Lesebuchs für alle Stände** S. 181 f. aus **Büntings** Braunschweigischer und Lüneburgischer Chronik ausgezogen, das ich doch, als dienlich zu meinem Zweck, allenfalls hieher verpflanzen will.

Die Gräfin **von Mannsfeld**, gebohrne Gräfin zu **Lüchow** reiste einst, (ohngefähr im Jahr 1297) um ihre Eltern zu besuchen, durch das Land **Lüneburg**. Auf einmal hörte sie in einem Wald ein jämmerliches Klaggeschrey. Sie schickte ihre Diener hin, zu sehen, was das wäre;

als ihr diese zu lang blieben, fuhr sie selbst dem Geschrey nach und fand einen alten Mann, dem die Hände gebunden waren und der bitterlich weinte. Neben ihm war sein Sohn damit beschäftigt, eine Grube zu machen. Die Gräfin erkundigte sich, was das zu bedeuten habe und erhielt von dem jungen Wendischen Bauer zur Antwort: „Sein „alter Vater könne sich selbst nicht mehr ernähren „und falle ihm sehr zur Last. Er wolle ihn daher, „nach der Gewohnheit des Landes, hier todtschla„gen und begraben.“ Die erstaunte Gräfin stellte ihm vor, daß ja Gott geboten habe: man soll seine Eltern in Ehren halten und sie in ihrem hohen Alter ernähren, und daß man ja gar keinen Menschen, am allerwenigsten seine Eltern, tödten solle; er aber antwortete: „er könnte nicht das „Brod seinen Kindern, deren er sehr viele zu „Hause hätte, entziehen und es einem alten „Mann geben, der zu nichts mehr nützlich wäre, „und wenn er es auch wollte, so könnte er sie nicht „alle ernähren.“ — Gott erbarm es sich, rief die Gräfin aus, was sind das für arme, unwissende Leute und niemand nimmt sich ihrer an, sondern man saugt sie noch mehr aus, bis aufs Blut. Das muß Gott strafen! Sie zog darauf ihren Beutel heraus und gab dem Wendischen Bauer etliche Silberstücke, damit er davon seinen

nen Vater erhalten möchte. Jener meynte, ja, er wolle ihn leben lassen, so lang das Geld währte. Die Gräfin that hierauf der Landesobrigkeit Vorstellungen über diesen abscheulichen, unmenschlichen Gebrauch unter den Wenden und es wurde demselben Einhalt gethan.

Allgemein bekannt ist es nun wohl gewiß, um wie viel menschlicher in unsern Tagen die Kriege geführt werden, wie schwer unsre meisten Fürsten daran kommen, das Würgeschwerd zu zücken, ein Beweis, wie ihnen Menschenleben so theuer sey. Oft verraucht die Hitze, während daß die Negotiationen geführt werden, und der Oelzweig des Friedens weht wieder über die Lande, die dem Verderben entgegen sahen. Und wenn auch Krieg ist, so ist er doch weit schonender, als sonst. Ich kenne selbst einen Offizier, der im siebenjährigen Krieg unter der kaiserlichen Armee diente, welcher, als Schweidniz eingenommen war, seinen wüthenden Soldaten zurief: Kinder seyd menschlich! und dadurch ihrer Zügellosigkeit hie und da Einhalt that. — In eben diesem Krieg kam ein Kosake in ein pommersches Dorf *). Er fand eine ganz verfallene Hütte, welche ein Mann und

*) Zöllners Lesebuch.

und seine Frau, die eben ins Wochenbette gekommen war, bewohnten. Alles Vieh war von andern Kosaken fortgetrieben. Die Noth stieg aufs höchste. — Die Hausfrau war schwach; der Vater hatte keine Nahrungsmittel; der Säugling lag ohne Erquickung da. Den ehrlichen Russen jammerte der Zustand dieser hülflosen Familie. Gefühl vertrat die Stelle der Sprache. Seine Augen schwammen von Thränen. Er sah das Elend und seine große Seele war alsbald gestimmt, Gutes zu thun. Er eilte zur Wöchnerin — nahm das Kind in seine Arme, küßte es, versprach mit Zeichen der ehrlichen Mutter Schutz und hielt Wort. Einige Tage lang wartete er das Kind mit unglaublicher Sorgfalt, theilte seine Einnahmen mit der weit kleinern Einkunft der trostlosen Familie. — Seine Kammeraden eilten herzu, wollten rauben und plündern. Er stand vor den Riß; bedeutete ihnen in seiner Sprache das abscheuliche Verhalten, das sie gegen unbewehrte und durchaus schwache Menschen beweisen würden, wenn sie ihrer Wuth freyen Lauf liessen. Mit dem Kind auf dem Arm erweichte er die Herzen. Sie eilten von dannen. Und er, der großmüthige, der edle Mann, schied mit Thränen von der Mutter

ter und dem Kind, da er bey Herannährung der Preussen scheiden mußte.

Im Jahr 1759 fiel den achten Septembris in der Gegend von Dresden zwischen einem Corps Preussen und einem Corps Oesterreicher ein Treffen vor. In demselben drang der preussische Dragoner Wanszus, vom Borkschen Regiment, so tief in die feindlichen Bataillonen, daß er nicht nur sein Pferd verlor, sondern auch stark verwundet wurde. Der Oesterreichische General v. S. Andre befahl, ihn aufzuheben, und sagte dabey: „einen so braven Mann, von einem solchen tapfern Regiment, muß man retten.“ Er schickte auch diesen Dragoner, als er geheilt worden war, ohne Lösegeld, mit einem Geschenk an das Regiment zurück.

Der König von Preussen belagerte im Jahr 1758 Olmütz, die Hauptstadt in Mähren. Hätte er sie erobert, so stund ihm der Weg nach Wien fast ganz offen. Daher wurde der General, Graf Daun, oft angegangen, die Stadt durch eine Schlacht zu entsetzen. Voll von dem Gefühl des Werths eines Menschen, antwortete er: Meine Freunde, der Ausgang einer Schlacht ist zweifelhaft; aber das ist gewis, daß sie vielen Menschen das Leben kostet. Schießt euch der Feind die Stadt in den Grund; in wenigen Jah-

ren kann meine Monarchin sie wieder erbauen, aber um nur einen todtgeschossenen Mann wieder zu ersetzen, braucht man dreissig Jahre.

Ein Ziethenscher Husar machte einst einen österreichischen Offizier zu seinem Gefangenen. Der Husar hatte ihm die Börse und die goldne Uhr genommen. Als der Offizier sehr kläglich that und den Husaren ersuchte, ihm nur etwas von seinem Geld zu lassen, sagte dieser: „Da hast du „alles, sammt der Uhr! Nicht plündern, son„dern siegen hat mich Vater **Ziethen** gelehrt.“

Aus dem gegenwärtigen Türkenkrieg weiß man die Nachricht, daß der Pascha von **Belgrad** unter andern schönen Eigenschaften auch diese hat, daß er seine Soldaten menschlicher zu machen und sie zu bewegen sucht, den getödteten Gefangenen die Köpfe nicht mehr abzuhauen. Ebenfalls sucht der Großvezier seinen Paschen Menschlichkeit gegen die Kriegsgefangenen einzuflößen. Mit ungemein vieler Menschlichkeit handelten die Türken gegen die Oesterreicher, als diese die Veteranische Höle übergeben mußten, sorgten für die Kranken und Blessirten derselben, und als auf dem Marsch ein Gemeiner marode wurde, stieg ein Türke vom Pferd, half dem Maroden darauf und

führte

führte den ganzen Marsch, bis die Oesterreicher in Sicherheit waren, das Pferd beym Zaume.

Aber nicht nur im Krieg, sondern überhaupt zeigt es sich, daß die Denkungsart besser wird, Gefühl mit fremder Noth reger, und Menschenliebe herschender. Man höre Beweise von dieser Versicherung. Zwar sind alle die Beyspiele, die ich erzählen werde, nicht neu, aber — warum sollte man etwas entschieden gutes nicht öfter sagen dürfen? und ich bin gewiß, daß — wie ich schon im Eingang gesagt habe — sie vielleicht von manchem obenhin, ohne Verbindung und Nachdenken, ohne alle Rücksicht auf die wichtige Frage welche den Gegenstand meiner Schrift ausmacht, gelesen worden sind. Solche Materialien sind durchaus nöthig und müssen aus den Magazinen, die sie bewahren, herausgezogen werden, wenn man den Geist seines Zeitalters etwas näher betrachten will, denn nicht aus Raisonnement, nicht aus schönen Schriften und Reden, sondern aus Handlungen muß er beurtheilt werden.

Georg Hartung, Bürger und Lohgerber zu Berka an der Werre, zog bey einer großen Wassersnoth mit eigener Lebensgefahr einen Bergmann nebst seiner Frau aus den Eisschollen hervor, nahm die Geretteten gütig in sein Haus auf, er-

wärmte und erquickte sie. Er rettete auch im Winter 1784 einen armen Juden, der im tiefen Schnee lag, vom Erfrieren. Als da ein hartherziger Christ zu ihm sagte: was er sich mit einem Juden abgeben wolle? antwortete er: „Er sey Jude, **oder was er will**, so ist er ein Mensch.

Die Kaufleute zu **Bourdeaux** legten im Jahr 1782 eine Summe von vier und zwanzigtausend Livres zusammen, wovon dem Grafen d' **Estaing** ein Schmaus gegeben werden sollte. Der gute Graf, der aus seinen Feldzügen weiß, wie einem Hungrigen zu Muth ist, verbat sich die Ehre, und wünschte im Gegentheil, daß man mit dieser Summe eine Anzahl unglücklicher Familien erfreuen möchte. Es geschah, und das ganze Kapital, wozu die **Freymaurer** noch zehntausend Livres schaften, wurde unter gute Soldaten und Matrosen vertheilt.

Herr Prediger **Zöllner** in **Berlin** kam vor ein paar Jahren, als er für die Armen sammelte, auch zu einem Juden, der an einem Tische saß und in einem rabbinischen Buch las; hinter ihm standen zwey Knaben. Einer derselben fragte: ob die Sammlung vielleicht für die französische Kolonie geschehe? Indem der Sammler ihm

antworten

antworten wollte, hub der Greis mit einem warmen Ton an: „Was fragst du, für wen es „ist? — Es ist für Menschen. Was liegt „daran, wie sie heissen? Es sind Kinder „unsers Vaters und er hats gegeben: wir „sollen ihnen helfen in seinem Namen.“

Bey der preussischen Revüe 1788 fragte der Monarch einen alten Unteroffizier vom Regiment Wunsch, welcher ihm wegen seines guten und würdevollen Gesichts auffiel: „wie alt ist er?“ Zwey und siebenzig Jahre. — „Wie lang hat er gedient?“ — Zwey und funfzig Jahre. — „Will er nicht versorgt seyn?“ — Ich wünsche, meinem gnädigen König bis an den letzten Hauch meines Lebens zu dienen. — „Das Marschiren wird ihm wohl sauer: meld er sich Morgen, ich will ihm etwas zu seiner Erholung geben.“ Am folgenden Tag ließ ihm der König 52 Stück Friedrichsd'or auszahlen. Von diesem Geschenk gab der alte brave Krieger einem seiner Kammeraden, der eben so lang gedient hatte, die Hälfte mit den Worten: „Dir, Bruder, gehört die Hälfte, wir haben vielleicht beyde auf unsre Lebenszeit genug.“

Ein armer alter Silberarbeiter, der vom Armeninstitut in Wien eine ganze Portion genoß,

 erhielt

erhielt im Jahr 1785 unvermuthet eine längst für verloren gehaltene Schuldpost. Nun kam er mit seinem Almosentäfelchen zum Armenvorsteher und sagte: „Ich kann für die Zukunft kein Almosen „mehr annehmen. Gott half mir zu Erlangung „einer Schuld, die ich für verloren hielt und die „mich nun in den Stand setzt, als ein ehrlicher „und genügsamer Mann meine wenigen übrigen „Lebenstage ohne Sorgen zuzubringen. Ich habe „nun schon diese Jahre her eine hübsche Summe „Geld zum Unterhalt aus der Armenkasse erhal„ten und wünsche, daß ein anderer Armer künftig „diese Wohlthat genösse. Ich bitte sie daher, „mein Herr, (hier überreichte er dem Vorsteher einen Beutel mit Geld) nehmen Sie dieses zur „Unterstützung eines Dürftigern, als ich nun bin, „an. Sollten meine übrigen Tage nur wenig „seyn, so soll mein übriges Geld dem wohlthäti„gen Institut auch zufallen. Indeß danke ich „Ihnen und jedem guten Herzen für die Unter„stützung meines grauen Alters. Gott lohne „Sie dafür!" Damit wankte der Greis fort.

Ein russischer nach Wirtemberg bestimmter Courier sprengte vor einigen Jahren auf dem Curischen Haff, einem Arm der Ostsee, der sich von Memel, in Ostpreussen, an dreizehn Meilen weit längs der Küste gegen Mittag erstreckt, und

durch eine Erdzunge, die Curische Nerung genannt, gebildet wird, vor dem Schlitten eines polnischen Juden vorbey. Plötzlich brach unter seinem Pferd das Eis und der Abgrund drohte, es mit dem Reuter zu verschlingen. Da das der Jude sah, jammerte ihn des Christen, er sprang zu und rettete ihn mit eigener Lebensgefahr. Der Courier zog nun seinen Beutel hervor, den Juden zu belohnen: aber er schlug das Geld aus und verlangte weiter nichts, als daß sich der Gerettete jedes armen Juden, den er in Gefahr sehen würde, wieder erbarmen sollte. Dieser Jude heißt Abraham Isakowitz, genannt Salawaitzeck, und ist aus Kauen im Großherzogthum Lithauen gebürtig.

In der Gegend von Hundsrück, einem Strich Landes zwischen der Grafschaft Sponheim, dem Herzogthum Simmern, der Mosel und dem Rhein, gerieth im Winter 1784 in einem Dorf ein Schornstein in Brand. Die Einwohner eilten zum Löschen herbey. Unbekannt mit den in diesem Fall wirksamern Löschmitteln, hielten sie das Einschlagen des Schornsteins für das beste.*)

*) Weit sicherer verfährt man, wenn man auf dem Heerd eine Portion Schwefelfaden anzündet

Aber niemand wollte sich auf das Dach wagen. Plötzlich that es ein Jude. — Eben dieser Mann hatte Schuldner, welche arm und noch dazu leibeigen waren. Sie verliessen also bey Nacht ihre Wohnörter und waren Willens, nach Polen zu wandern. Zufällig stiessen sie dem Juden auf, der sie nicht nur ruhig ihres Wegs ziehen lies, sondern ihnen auch die Schulden und noch etwas zur Reise schenkte.

In einem Dorf bey Merseburg in Sachsen, wurde im Jahr 1783 ein junger Prediger angestellt, den die Gemeine sehr bald lieb gewann. An einem Sonntag Nachmittags führte ihn der Schulze im Feld herum, ihm die Pfarr-Aecker zu zeigen und wegen ihrer Bestellung Abrede zu nehmen. Als sie aber dahin kamen, waren schon alle bestellt und besäet. Nach einiger Zeit verrieth ein Mädchen, welches sehr früh Disteln gesucht hatte, daß der brave Schulze davon selbst der Urheber war. Als der Pfarrer ihm seine Mühe lohnen und den Saamen bezahlen wollte, sagte er: „Herr Pastor! wenn ichs hätte bezahlt „haben wollen, so hätt' ich die Arbeit nicht

„heimlich

zündet und den Dampf in den Schornstein steigen läßt.

„heimlich und früh um zwey Uhr gethan. Es „thut mir Leid genug, daß die Sache verrathen „und mir die Freude verderbt ist.“

Noch einige Geschichten von rechtschaffenen Juden! — Am zwölften August des Jahrs 1784 hörte der Jude **Elieser Markus** von **Schenklengsfeld** in Hessen, als er nach **Hersfeld** auf den Markt gieng, eine Stunde von da, vor dem Dorf Sorga, ein Kind um Hülfe schreyen. Er lief hinzu und erfuhr von dem Kinde, daß sein Vater, ein Bauer von Sorga, in einer zusammengestürzten Leimgrube ganz verschüttet geworden sey. Eilends warf der Jude seinen Kram hin und machte sich an die Arbeit, dem Unglücklichen zu helfen. Da ihm das Kind nicht sagen konnte, wo ungefähr der Kopf desselben liege; so legte er den seinigen auf die Erde und bemerkte die Gegend an dem Stöhnen des verschütteten Mannes. Nun fieng er an mit seinen Händen den Leim wegzuscharren und fand glücklich den Kopf. Als er diesen erstlich mit Behutsamkeit so weit herausgebracht hatte, daß er wieder athmen konnte, so gelang es ihm auch bald, den ganzen Körper herauszuziehen. Darauf rief er Leute herbey, legte den unglücklichen Mann auf einen Wagen und brachte ihn nach Hause. Der arme Bauer konnte dem menschenfreundlichen Juden kaum noch seinen

seinen Dank stammeln und verschied, aller angewendeten Hülfe ungeachtet, nach einigen Stunden. Seine Wittwe wollte dem Juden, als sie ihn wieder sah, ihre Erkenntlichkeit bezeugen: dieser aber fand sich dadurch beleidigt, daß man ihn belohnen wollte, da er nur seine Pflicht gethan habe. „Ich rette, sprach er, wenn ich „kann, dem geringsten Wurm das Leben, „wie vielmehr meinem Nebenmenschen.“ —

In der Reichsstadt **Mühlhausen** übernachteten vor ein paar Jahren einige hessische Juden, welche vom Schlotheimer Jahrmarkt mit erhandelten Pferden zurückkamen. Einer davon hatte eben angefangen, mit einer ihm von seinen Eltern anvertauten kleinen Summe zu handeln und hatte zum ersten Versuch ein Pferd für funfzig bis sechzig Thaler gekauft. Dieses fiel und mit ihm die Hofnung des jungen Menschen, sein Gewerbe weiter zu treiben. Er gerieth fast in Verzweiflung, weil funfzig Thaler eine starke Summe für einen armen Juden sind. Da schenkten ihm seine sämtlichen Kammeraden freywillig jeder einen halben Thaler und einige noch mehr, damit er wieder einen kleinen Handel möchte anfangen können. Nur einer zauderte anfangs, weil er mit dem Verunglückten einen Zank gehabt hatte. Bald

aber besann er sich eines bessern und ahmte den andern im Wohlthun nach.

Das Städtchen Rastenberg in Sachsen hatte im Jahr 1786 das Unglück, durch einen Brand dreissig Häuser zu verlieren. Es war eben Jahrmarkt daselbst und unter andern Fremden waren auch zwey Juden aus Weimar zugegen. Diese legten sogleich ihre Waaren bey Seite und halfen löschen, wo die Gefahr am größten war. Eine arme Wittwe, die, während das Feuer ausgebrochen, im Holz war und nun ihr Haus in Flammen fand, jammerte am meisten um ein paar Gülden vorräthiges Geld. Einer der Juden wagte sich mit Lebensgefahr in das Haus und brachte der Christenwittwe das Geld.

Im Februar des Jahrs 1784 sah der jüdische Student Frankenstein zu Königsberg, daß eine arme Frau auf dem Eise stand und wusch; einen Augenblick nachher war sie verschwunden. Der Gedanke, daß sie jetzt vielleicht in die Oeffnung des Eises hinabgestürzt sey, veranlaßte ihn, dahin zu laufen. Er kam eben noch zu rechter Zeit, um dieser Unglücklichen, die wirklich ins Wasser gestürzt war, das Leben zu retten. Des starken Frostes und ihrer durchnäßten Kleider ungeachtet, wollte sie dennoch nicht nach Hause gehen,

hen, denn sie versicherte, wenn sie ihre Wäsche nicht vollende, habe sie auf einige Tage kein Brod. Frankenstein machte ihr nicht nur ein Geschenk an Geld, sondern begleitete sie auch nach ihrer entfernten Wohnung, um auf jeden Fall gleich bey der Hand zu seyn. Der Tag, an dem er diese menschenfreundlichen Thaten ausübte, war ein Sonnabend, und also der Sabbath dieses edeln Juden.

Aaron Marcus, Jude zu Gestorf, einem Dorf des Amts Calenberg, der seiner Profession ein Schlächter ist, aber nebenher handelt, sammelte im Jahr 1785 eine Beysteuer für eine arme lutherische Frau, welche von Zwillingen entbunden ward, bey denen, welchen er gewöhnlich Fleisch verkaufte. Er nahm nun nicht nur nichts für seine Mühe, sondern gab vielmehr noch vier Groschen dazu.

Als die Stadt Salzungen vor weniger Zeit durch Feuer verunglückte, brachte ein Jude mit heitrer Mine seine Gabe zu dem dort veranstalteten milden Zusammenschuß der Christen, mit den Worten: „Hab ich neulich einen jüdischen Spiz„buben im Amte Kalten-Nordheim loskaufen „helfen: wie viel mehr bin ich den ohne ihre Schuld „elend gewordenen Leuten schuldig?“

In

In einer Stadt am Rhein gab ein Ehrliebender, der der Freund eines tugendhaften Mädchens war, im Jahr 1787 einem seiner Freunde den Auftrag und eine kleine Summe Gelds, (weil er selbst nothwendig verreisen mußte) dem Mädchen an ihrem morgen einfallenden Namenstag eine gute gewählte Nachtmusik machen zu lassen. Die Bemühungen des Freunds aber, sie für den bestimmten Abend zu veranstalten, waren fruchtlos. Tags darauf gestand dieser Freund dem Frauenzimmer die Absicht seines entfernten Freunds, in Betreff der Nachtmusik und beklagte sich, daß er die Sache nicht nach Wunsch habe ausführen können. — „Wie viel gab er Ihnen für die Musik? war gleich ihre dringende Frage. Er zeigte ihr aufrichtig, was er bekommen hatte. Sie nahms ihm mit der Freude eines Engels aus der Hand und sprach: „Ich weiß einen ohne Verschulden nothleidenden Armen: ihm sey dies Geld geschenkt: Tausend Nachtmusiken würden mir nicht so viel Freude und Wonne verursachen, als mein Herz in diesem Augenblick empfindet, zur Linderung dieses Nothleidenden etwas beytragen zu können. Was seh ich? Sie sind gerührt? O welch eine selige Belohnung für mich! sprach sie. Erzählen Sie immer Ihrem und meinem Freunde, wenn Sie ihn eher als ich sprechen, wie

ich sein kleines Kapital angewandt habe! Ich kenne sein edles Herz: er wird diese Handlung nicht mißbilligen, denn auch er ist ein Freund der Tugend.“

In Maynz hatten einige junge Cavaliere während der Carnevalszeit 1787 Geld empfangen, wofür sie an einer öffentlichen Lustbarkeit Theil nehmen sollten. Eben lasen sie mit ihrem Lehrer in einem öffentlichen Blatt eine Aufforderung an die Reichen und Großen der Erde, daß sie am frölichen Tag der Armen nicht vergessen möchten: und da gaben sie augenblicklich ihr Geld dem Lehrer, baten ihn, einige Dürftige davon zu erquicken und entbehrten die Lustbarkeit mit frölichem Herzen.

Daß die Kinder nicht von Natur bösartig und verdorben seyen, wie manche von Menschenkenntniß leere Geistliche behauptet haben und noch behaupten, und daß auch durch sie gute Handlungen geschehen, beweise folgendes Beyspiel. Als vor einiger Zeit die Stadt Salzungen durch Brand in ein sehr hartes Schicksal versetzt wurde, erhielt der Buchhändler Maklot zu Karlsruhe aus Schallstadt, im Markgräflich Baadenschen Oberlande, folgendes Schreiben: „Ohnlängst er„zählte uns unser Lehrer Salzungens trauriges „Schicksal.

„Schicksal. Wie bedaurten wir diese guten Leute!
„Gern würden auch wir ihr Elend zu mildern
„beygetragen haben: allein uns fehlten die Mittel
„dazu. Doch gestern hatten wir Examen und da
„bekam jedes von uns zwey Kreuzer zum Geschenk.
„Unser erster allgemeiner Gedanke war: dieses
„wenige unsern unglücklichen Brüdern in Sal-
„zungen zuzuwenden. Wir senden es Ihnen
„mit der Bitte, es nach Salzungen mit beyzu-
„legen. Wären unsre Kräfte unserm Willen
„gleich, so würden wir gewiß mehr thun. rc. rc.
Unterschrieben waren zwey Jünglinge und zwey Mädchen im Namen der Kinder der ersten Klasse, und die Summe ihres Examengeldes betrug einen Gulden und zwölf Kreuzer. Der brave Lehrer dieser braven Kinder heißt: J. F. Bronner.

Die Schüler der beyden obern Klassen der Schule zu Eisenberg legten ebenfalls einen Reichsthaler für arme Kinder in Salzungen zusammen, der durch den Verfasser der Deutschen Zeitung auf ihr Ersuchen dahin gesandt worden ist.

Im Winter des Jahrs 1784 legte eine Gesellschaft zu Hanau, welche eine Spazierfahrt im Schlitten auf das Land gemacht hatte, bey ihrer Zurückkunft sieben und sechzig Gulden zusammen, wofür den Armen neunzehn Stecken Holz gekauft

werden konnten. Nein, sagte der Aufseher über das Holz-Magazin, es müssen gerade zwanzig Stecken seyn und legte das übrige für den zwanzigsten Stecken aus seiner Tasche zu. Der damalige Erbprinz ließ funfzig und die Erbprinzessin fünf und zwanzig Klaftern unter die Armen austheilen. Der Superintendent **Stockhausen** hatte das thätige Mitleiden gegen Arme bey einer so harten Jahrszeit in einer Predigt empfohlen. Ein Cavalier rühmte an der fürstlichen Tafel das rührende dieses Vortrags, welches Gelegenheit zu einer Unterzeichnung von vierhundert zehn Gulden gab.

Das Domkapitel zu **Maynz** setzte in eben diesem Jahr bey Gelegenheit der großen Ueberschwemmungen einen Preis von dreissig Carolinen für einen Schiffer aus, der einige Leute abholte, die sich bey dem Eisgang auf einer Rheinaue versäumt hatten. Schiffer **Hartman** von **Bonn** wagte sich mit Lebensgefahr hinüber, rettete die Verzweifelnden aus aller Gefahr, nahm aber nichts vom ausgesetzten Preise an. „Ich habe „nichts als meine Schuldigkeit gethan, sagte er, „und Gott wird mich und die Meinigen dafür zu „Wasser und zu Land beschützen.“

Ein

Ein Mezger aus Cassel, Namens Schnell, gieng vor einigen Jahren über Land, um Vieh einzukaufen. Unterwegs begegnet ihm ein Mann, der ihn um Almosen bittet. Schnell wendet sich um, damit jener nicht das viele Geld sehen möchte, das er bey sich hatte, und sucht etliche Stücke hervor. Plötzlich aber schlägt ihm der vermeynte Bettler mit einem knotigten Stock so heftig auf den Kopf, daß er betäubt zu Boden stürzt. Als der Thäter hierauf sich über ihn hermachen und ihm das Geld abnehmen will, fallen die beyden Hunde, welche der Mezger bey sich hatte, wüthend über ihn her und zerren ihn, übel zugerichtet, in einen nahen Sumpf. Alsdann kehren sie zu ihrem Herrn zurück, bis er aus der Ohnmacht erwacht. Nachdem er wieder völlig zu Sinnen gekommen, sein Geld noch vorfindet und seinen Weg fortsetzen will, hört er in der Nähe ein ängstliches Jammern. Er geht dem Laut nach und sieht, daß seine Hunde sich wieder mit jenem Kerl herum zerren. Schnell springt in den Sumpf, jagt die Hunde fort und zieht den übel zugerichteten Thäter aufs Trockene. Alsdann erst fragte er ihn um die Ursache jener mörderischen Begegnung. „Die „äußerste Noth, versetzte dieser, welche mich zu „dieser Handlung antrieb, hat keine Gesetze. „Der mitleidigen Herzen giebt es wenige, und

„meistens werd' ich mit Spott und Verachtung „zurückgestoßen.“ Der Mezger antwortete ihm: „Ich könnte dich mit Recht dem Gericht als einen „Mörder überliefern, ich will es aber nicht thun. „Da! nimm das für deine Wunden, welche dir „meine Hunde zugefügt haben und gehe deines „Weges.“ — Mit diesen Worten gab Schnell seinem Mörder einige Thaler und verließ ihn mit dem edeln Bewußtseyn einer großmüthigen Handlung.

Bey dem Banquier Herrn **Bethmann** zu **Frankfurt** am Mayn diente eine arme Milchmagd auf dem Garten und legte mit ihrer Freundin etwas Geld auf ein Lotterie-Loos. Dieses blieb in der ersten Klasse aus und es mußte Geld nachgeschossen werden. Das andere Mädchen fürchtete dadurch arm zu werden und sagte: „Es „ist Herbst, ich brauche auf den Winter warme „Strümpfe, die kann ich mir für das Geld ein„kaufen, welches ich zu Erneurung des Lotterie„Looses geben müßte. Behalte du es ganz, du „hast einen bessern Lohn, als ich, und kannst es ganz „an dich kaufen.“ — Die **Bethmannische** Magd thut es und das Loos gewinnt tausend Gulden. Sogleich geht sie freudig zu ihrer Freundin, das Geld mit ihr zu theilen, ungeachtet alle Leute sagten, das Geld gehöre ihr allein, da sie

das ganze Loos gekauft und gelößt hätte. „Nein, „antwortete sie, ohne meine Freundin hätt' ich nie „eingesetzt, sie hat die Hälfte beygetragen, als „ich mein Glück versuchte, sie soll auch die Hälfte „des Gewinnstes haben." — Und aller Einreden ungeachtet, theilte sie froh mit ihrer Freundinn den erhaltenen Gewinnst.

Wer damit zufrieden ist, wenn nur er genug hat, und sich wenig darum bekümmert, ob andere nothleiden, oder ob es ihnen wohl geht, der ist in der Sittenlehre Jesu Christi noch nicht weit gekommen. Aber es offenbart sich, Gott Lob! zu unsern Zeiten, daß Gefühl mit fremder Noth reger wird und man allenthalben ernstlich darauf arbeitet, sie so viel möglich zu vermindern.

Am Charfreytag des Jahrs 1784 wurden in den Kirchen zu **Leipzig** gegen fünfhundert Thaler für diejenigen gesammelt, welche durch Ueberschwemmungen Schaden gelitten hatten, ohne was der Magistrat und die **Harmonie** (eine geschlossene Gesellschaft) noch besonders beytrugen.

Im Churhannövrischen Amt **Calenberg** starb im Jahr 1785 ein Reuter von der königlichen Leibgarde zu Pferd, von des Rittmeister **von Hoym** Compagnie. Er hatte viele Jahre treu und redlich gedient, allein weil

er kein Vermögen besas, war auf den Unterhalt seiner starken Familie seine Löhnung immer aufgegangen und er hinterlies eine Wittwe mit sechs Kindern in den dürftigsten Umständen. Seine Leiche wurde, wie gewöhnlich, von seiner Schwadrone zu Grabe begleitet. Als nun die Beerdigung vorüber war, zog ein Wachtmeister eine schriftliche Anrede an seine Kammeraden aus der Tasche, worinn er sie in rührenden Ausdrücken zu einem monatlichen Beytrag zur Versorgung der Wittwe und der Kinder des Verstorbenen ermunterte. Er hatte es selbst und ohne Antrieb der Officiere aufgesetzt, und eben so freywillig unterschrieben sich nicht allein die zur Beerdigung commandirten; sondern auch nachher die im Quartier zurückgeblieben waren. Auch die andere Compagnie der Schwadrone unterschrieb sich. Seitdem erfolgte an jedem Löhnungstage der verwilligte Beytrag, ohne weitere Errinnerung, von beyden Compagnien zu großer Erquickung der armen Wittwe und der sechs Waisen und zu eben so großer Ehre dieser braven deutschen Krieger.

Im **Lüneburgischen** hatte sich ein Arbeitsmann mit Weib und Kind immer ehrlich genährt, und Reinlichkeit und Ordnung herrschte in ihrer kleinen Hütte. Nun starb ihr zwölfjähriger Sohn, nach langem Krankenlager, an der

Schwindsucht und die Tochter verfiel zugleich mit dem Vater in eine langwierige und gefährliche Krankheit. Diese beyden lagen in dem einzigen Bette, das ihnen übrig war. Die Frau erwartete täglich ihre Niederkunft und wußte nicht wohin. Keines konnte einen Bissen Brod verdienen. Aber der Mann hatte sechs Gefährten, die mit ihm in einem Kalchbruch arbeiteten. Diese vereinigten sich, in den Feyerabendstunden, die ihnen sonst besonders bezahlt wurden, für ihren kranken Bruder so viel zu arbeiten, daß er sein Wochenlohn fort bekam. Durch diese Hülfe erholte er sich, und die Tochter machte der Mutter durch ihren Tod Plaz in dem einzigen Bette.

Die Stadt **Hohenstein** im Schönburgischen erlitt am 28 Decembris 1786 einen fürchterlichen Brand. Man rechnete den Schaden an Gebäuden auf vierzehntausend sechshundert und sechzig Reichsthaler und an Mobilien auf eilftausend achthundert und zehn Thaler. Von allen Seiten her liefen Beyträge für die Unglücklichen ein und schon im Februar 1787 konnten zweytausend fünfhundert und drey und neunzig Thaler so ausgetheilt werden, daß jeder Hausbesitzer fünf und zwanzig Thaler und jeder Hausgenosse fünf Thaler, ohne Rücksicht auf die Größe seines Verlusts, und dann noch sechs Procent von dem taxirten oder beschwor-

nen Schaden erhielt. Zu dieser Summe sind nachher noch tausend fünfhundert sechs und sechzig Thaler und sechzehn Groschen eingesammelt worden.

Ein ähnliches Unglück betraf den 26 August 1787 die Brandenburgische Stadt Neu-Ruppin, und sie verlor von siebenhundert funfzig Häusern, aus denen sie bestand, fünfhundert und vier und dreissig nebst drey Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden. Das Militär zu Berlin, die Kaufmannschaft, die Juden und überhaupt alle Stände, Ausländer und Innländer, bemühten sich in die Wette, die Noth dieser Verunglückten zu lindern, das in jeder Seele den Gedanken weckte: unsre Zeiten werden wirklich menschlicher. Die Sammlung der Judenschaft betrug allein zwölfhundert Thaler, ohne die Beyträge von einzelen gutdenkenden Israeliten zu rechnen, und dies ist um so mehr anmerkenswerth, da bisher in Ruppin keinem Juden der Aufenthalt, ja nicht einmal ein Nachtlager gestattet worden ist.

Vor einigen Jahren starb zu Anspach ein Schneidermeister und hinterlies nichts, als eine Wittib mit drey kleinen Kindern, worunter sich das kleinste in den erbärmlichsten Umständen krank befand. Die Wittib hatte, nach Handwerksgebrauch,

das Recht, sich von einem andern Meister einen Gesellen auszuwählen, der ihre wenige Kundschaft, während ihres Wittwenstandes, in Besorgung nehmen sollte. Ihre Wahl fiel auf einen redlichen Schwaben, Namens Erzinger, aus Oettingen. Diesem Redlichen waren die armseligen Umstände der Wittib, in die sie die lang angehaltene Krankheit ihres Mannes mit ihren kleinen Waisen gestürzt hatte, nicht unbekannt. Dennoch übernahm er ihren Antrag, gab sich die äußerste Mühe, durch gute Arbeit die kleine Kundschaft zu vermehren und dadurch der armen Familie wieder aufzuhelfen. Es gelang ihm und zwar so, daß die hinterlassenen Schulden sich sehr verringert hatten und neben ihm noch ein anderer Geselle fortwährende Arbeit finden konnte. Nicht selten war der Geldmangel so groß, daß der Lohn des braven Menschen im Rückstand bleiben mußte. Sein Eifer für das Wohl der armen Familie wurde aber deswegen nur feuriger. Geduldig, ohne nur ein mißvergnügtes Gesicht zu machen, litt er öfters bey der schmalsten Kost Hunger und fand schon in dem Bewußtseyn Beruhigung für sein gutes Herz, den armen Kleinen durch seiner Hände Arbeit Brod geschaft zu haben. Was aber seine edeln Handlungen vollends bekrönt, ist seine Liebe und Sorge für

das hülflose, unter unbeschreiblichen Eitergeschwüren nun schon vier Jahre lang schmachtende Kind. Er pflegt dasselbe mit äußerster Sorgfalt, wäscht und reiniget dessen unzählige Wunden, läßt es sogar des Nachts im Bette bey sich schlafen und beschämt viele Mütter in Ausübung der Pflichten gegen solche arme Geschöpfe. Oft fragte man ihn, warum er alle diese Mühe und Sorge über sich nähme? und seine Antwort zeichnet ganz das edle seines Charakters: „Ich bin Mensch und als „solcher such' ich meine Pflicht gegen den Nächsten „zu erfüllen und weiß, daß ich einst meinen Lohn „im Himmel empfange."

Als die Stadt Gera im Jahr 1780 durch ein fürchterliches Feuer beynahe in Schutt und Asche verwandelt wurde, hörte man von allen Orten her von edeln Thaten zum Besten der Unglücklichen. Ein gewisser Kaufmann, der schon eine ansehnliche Summe durch die dritte Hand dahin überschickt hatte, sandte zum zweytenmal eine Rolle von funfzig Louisd'or ein mit dem Zusatz: „Mir kam vor, ich könnte noch mehr für „diese armen Leute thun; wer in solch einer „dringenden Noth ist, hat ein Recht auf „alles, was wir entbehren können." — Die Bewohner eines mässigen Dorfs, zwey Meilen von Straßburg, haben unter einander hundert

dert Gulden für Gera zusammen gelegt und durch das Beyspiel der Eltern gereizt, schrien noch verschiedene Kinder der edeldenkenden Sammlerin nach: „Nehmt auch von uns einige Groschen „an für die Menschen in der verbrannten „Stadt.“ — Aus einem benachbarten Flecken kam ein Rebmann mit sechs Ohmen alten edeln Weins an das Haus eines Straßburgischen Sammlers angefahren, und sagte: „Ich hab „kein baar Geld; verkauft diesen Wein, Herr! „und schickt das erlößte nach Gera.“

Im Jahr 1782 verheerte ein schrecklicher Brand das Dorf Vaulichern in Frankreich. Herr Roze, ein Kaufmann in einer benachbarten Stadt desselben, war etliche Tage nach diesem Unglück im Begrif, seine Tochter zu verheyrathen und hatte ihr hundert Thaler zu den Hochzeitfreuden bestimmt. Kaum aber erfuhr er die traurige Nachricht von diesem schrecklichen Brand, so sagte er zu Bräutigam und Braut: „Kinder, ich „hatte mir vorgesetzt, euch durch ein Geschenk „von hundert Thalern zu erfreuen; ich will aber „diese Summe nach Vaulichern schicken. Was „dünkt euch? Ich denke, eure Freuden wären „nicht so rein und groß, wenn der Gedanke in „euch aufwachte: mit dem Geld, welches wir „nun besitzen, hätten wir das Unglück unsrer

„Nachbarn

„Nachbarn erleichtern können." — Bräutigam und Braut wurden gerührt durch das edle Herz ihres Vaters, unterschrieben seine schöne Absicht und waren stolz darauf, einen Vater zu haben, der ihrer Liebe und Verehrung so würdig ist. Herr Roze schickte auf der Stelle zweyhundert Livres an die Abgebrannten und hundert Livres an seinen Rebmann, der unter der Zahl dieser Unglücklichen war. Schöner konnte wohl die Ehe des jungen Paars nicht angefangen werden!

Ein sehr angesehener Bürger einer Reichsstadt in Schwaben, welcher im Jahr 1782 mit seiner Gattin nach **Stuttgard** reisen wollte, um die dortigen Feste mit anzusehen, welche zu Ehren des Grosfürsten von Rußland angestellt waren, hatte dazu ein beträchtliches Reisegeld bestimmt. Da er aber unterwegs nach **Göppingen** kam und die kurz zuvor eingeäscherte Stadt sah, gab er den Unglücklichen sein ganzes Reisegeld hin und gieng wieder nach Hause, ohne die Feyerlichkeiten gesehen zu haben.

Vor einigen Jahren hatte eine arme Frau auf der Friedrichsstadt in **Berlin** aus der königlichen Schenkung ein Viertheilhaufen Holz, nebst dem Fuhrgeld, erhalten. Nun lag das Holz vor der Thür des Hauses, in dessen drittem Stock-

werk sie wohnte. Den ganzen Tag suchte die arme Frau nach Leuten zum hauen und hinauftragen, konnte aber keinen finden, der mit der Bezahlung so lange warten, und keinen, der sie ihr so lange vorschiessen wollte, bis sie so viel verdient hätte. Endlich stand sie, da es fast Abend war, bey ihrem Holz und jammerte, daß es ihr die Nacht würde gestohlen werden. Zwey Husaren vom Regiment **Ziethen** giengen vorbey und hörten sie. „Camerad, sagte der ältere zum „andern, **ich dächte wir hieben der armen „Frau das Holz und trügens ihr hinauf.“** — „**Wenn du meynst,**“ sagte der andere, holte Säge und Axt und sie giengen beyde nicht eher von dannen, als bis alles an Ort und Stelle gebracht worden war.

Zu **Rouen** in Frankreich wurde ein Schreiner Schulden halber eingekerkert. Als er gerichtlich befragt wurde, was er zu seiner Vertheidigung vorzutragen habe, erwiederte er ganz offenherzig: daß er nichts weiter zu sagen wisse, als daß seine Ehegattin schon lange bettlägerig sey, daß er dabey vier Kinder ernähren müsse und daß das Elend seines Hauses ihm gleichfalls die Arme vom Leib gerissen habe. Die Richter, von Mitleid gerührt, entschlossen sich sogleich großmü-

thig,

thig, dem armen Mann alle seine Schulden zu bezahlen.

Die Stadt **Frankenberg** im Erzgebürge hatte am 29 Merz 1788 das Unglück, hundert acht und dreissig Häuser und ein und dreissig Scheunen durch eine Feuersbrunst zu verlieren. Sogleich eilten die Einwohner der benachbarten Orte von allen Seiten her, löschen zu helfen und die armen Verunglückten mit den nothwendigsten Lebens-Bedürfnissen zu versehen. In Chemniz allein wurden innerhalb drey Tagen vierhundert Reichsthaler an Geld und noch eine große Menge Lebensmittel nach **Frankenberg** gesandt. Auch der Kurfürst von Sachsen ließ zweytausend Reichsthaler unter die Abgebrannten austheilen. Ein Buchbinder, der nicht weit vom Ausbruch des Feuers wohnte, rettete nichts, als seine Kinder, und dieser Mann hatte erst im Jahr 1780 zu **Gera**, wo er sich niederlassen wollte, alles, was er damals besas, durch den Brand verloren. Jetzt fanden ihn zwey seiner Zunftgenossen aus **Chemniz** auf einem Dorf bey **Frankenberg**, wo er in der bloßen Weste und seine Frau und Kinder auch kaum halb gekleidet, trostlos saß und sein Schicksal beweinte. Jeder von ihnen nahm ein Kind auf den Arm und so führten sie die unglückliche Familie nach **Chemniz**, wo sie der

Buch-

Buchbinder **Ritger** zu sich ins Haus nahm und ihre Noth erleichterte. Dieser christliche Mann sagte dabey: „warum sollten wir es nicht thun, „da uns Gott immer vor Unfällen bewahrt hat „und uns giebt, was wir brauchen, damit wir „andern geben?“

Ferner beweisen die vielen **Krankenwärter-Institute**, welche in neuern Zeiten angelegt worden sind, von deren einigen ich die Beschreibung ihrer Einrichtung mittheilen will, unwiederleglich, daß in der That in unsern Tagen die Noth des Nebenmenschen tiefer, als sonst, empfunden werde, und daß es zum Glück nicht dabey stehen bleibe, sondern daß das Mitgefühl in Theilnehmung übergehe. Mancher Dürftige wäre vielleicht ehmals von seiner Krankheit genesen und noch auf lange Zeit ein nüzliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft geblieben, wenn es ihm nicht an der so nöthigen Wart' und Pflege und nachher an gut gewählter Nahrung gemangelt hätte. Um diesem vorzubeugen ist in Carlsruhe vor einigen Jahren ein **Krankenwärter-Institut** errichtet worden, wo diejenige Personen, welche sich mit Wartung der Kranken beschäftigen wollen, sich melden und Zeugnisse ihrer Ehrlichkeit beybringen müssen. Ein dazu bestellter Arzt prüft sie, ob sie die einem Krankenwärter nöthige Thätigkeit

und Geduld besitzen und giebt ihnen Vorschriften, wie sie sich bey ihrem Geschäft zu verhalten haben. Wer nun einen Wärter oder eine Wärterin nöthig hat, wendet sich an das Justitut und ist sicher, gut bedient zu werden, weil die guten Krankenwärter von dem Institut Belohnungen erhalten und die schlechten nicht empfohlen werden. Ueber ihr jedesmaliges Verhalten bey der Krankenpflege müssen sie ein vom Arzt und dem Hausvater unterschriebenes Zeugnis bringen. Mit diesem Institut zu **Calsruhe** ist seit dem Jahr 1785 noch ein anders verbunden worden, nemlich eine **Krankenkasse**, aus welcher nicht nur die fleissigen Krankenwärter belohnt, sondern auch die wiedergenesenden dürftigen Kranken mit Fleisch, Brod und Wein zu baldiger Erholung ihrer Kräfte gelabt werden können. Die Kranken erhalten aber kein Geld, sondern bloß ein von dem Arzt gestempeltes Billet, wogegen sie das, was sie nöthig haben, bekommen können.

In Wunsiedel, im Bayreuthischen, ist eine Anstalt zu Stande gebracht, von welcher armen Kranken die Arzeneyen unentgeltlich und auch Geld zu ihrer Verpflegung gereicht werden.

Durch die menschenfreundliche Vorsorge des Herrn Hofrath May hat auch Mannheim ein solches Krankenwärter-Institut erhalten. Zuerst schrieb er ein Lehrbuch für Krankenwärterinnen, hielt darüber öffentliche Vorlesungen und zog manches tüchtige Subjekt. Das Institut selbst aber hat ihn unendliche Mühe gekostet. Er suchte vorerst eine ziemlich ansehnliche Summe zusammen zu bringen, um von deren Zinsen die Krankenwärterinnen zu bezahlen, und um bessere Ordnung unter diesen zu erhalten, hat er ihnen bestimmte Strafen auferlegt, im Fall die armen Kranken über sie klagen, und es ihnen zugleich zur Pflicht gemacht, immer nach vier und zwanzig Stunden genau zu rapportiren, wie sich der Kranke indessen befunden hat. Auf diese Art hat er schon sehr viele Personen geschwind geheilt, statt daß ihm ehmals an den nemlichen Krankheiten die Menschen schaarenweise dahin starben. Auch für die Diät der Genesenden ist gesorgt. Sie bekommen gedruckte, mit dem Datum versehene und von ihm unterschriebene Scheine, auf deren Vorzeigung sie bey einem Fleischer eine Portion Fleisch täglich bekommen können, und so ists auch mit andern Speisen.

Ein pfälzischer Edelmann im Oberamt Heidelberg hat die wohlthätige Einrichtung getroffen,

daß sämtliche Einwohner seines Orts, samt ihren Kindern und dem Gesinde bey Krankheiten und Verwundungen von einem geschickten Wundarzt in der Nachbarschaft umsonst besorgt werden. Er giebt ihm dafür eine kleine Besoldung und bezahlt auch für Arme die Arzneymittel noch besonders.

Zu Altona ist im Jahr 1783 ein Krankenhaus erbaut worden, worinn dürftige und sieche Bürger Aufenthalt, Wärme, Reinlichkeit, Wartung, Pflege und so viel möglich Abhelfung ihrer Uebel, oder doch Linderung ihrer Leiden erhalten können. Mancher hat zu dieser schönen Einrichtung hundert Reichsthaler und mehr, jeder nach seinem Willen und Vermögen, geschenkt, und die Anstalt ist aufs schönste eingerichtet. Die Nachricht davon ist auf einem halben Bogen besonders gedruckt und auch im Journal von und für Deutschland 1785. I S. 167 ff. eingerückt worden.

In Cassel ist am zweyten May 1785 ein neues Krankenhospital errichtet worden, das in mehrern Sälen und Zimmern gegen vierhundert Kranke fassen kann, die aus Stadt und Land dahin gebracht werden. Man nimmt nur heilbare Kranke auf, die von einem Arzt und zwey Wundärzten besorgt werden. Das Hospital hat eine

eigene

eigene Apotheke und einen großen Garten zu Obst, Küchen- und Heilkräutern.

Eine Anzahl wohldenkender Menschenfreunde errichtete im Jahr 1783 zu **Oldenburg** eine Krankenanstalt. Diejenigen, welche darinn aufgenommen werden wollen, müssen das Zeugnis von einem Prediger vorweisen, daß sie nicht im Stande sind, sich selbst Arzneymittel, auch Wart und Pflege zu verschaffen, wobey zugleich auf ihren vorigen Lebenswandel Rücksicht genommen wird. Sie werden mit Arzeney, Pflege und wenn es der Arzt als ein Mittel zur Wiederherstellung verordnet, auch mit Kost versehen.

Herr Doktor und Professor **Hofmann** zu **Altdorf** hat im Jahr 1786 durch einen gedruckten Plan zur Subscription zu einer Krankenanstalt eingeladen, welcher ganz im Geist eines von Menschenliebe durchdrungenen Mannes geschrieben ist. Ich zweifle nicht, daß auf eine solche Vorstellung das Institut werde zur Wirklichkeit gekommen seyn.

Es wäre ein leichtes, noch mehrere solche Anstalten zu nennen, aber diese werden zu meinem Zweck schon hinreichend seyn, besonders wenn man auf den Grund dieser neuen Stiftungen zu-

rücksieht, der nicht auf dem Aberglauben ruht, dadurch sich ein vorzügliches Recht an den Himmel zu erwerben, sondern ganz allein aus der Begierde entsprang, der Menschheit ihre Leiden zu vermindern. In rohern Zeiten sind schon in Deutschland und anderswo ähnliche Anstalten gestiftet worden, aber es war ein ganz anderer Geist, der sie hervorgerufen hat.

Noch einige Beweise des Satzes, daß Menschenliebe in unsern Tagen herrschender werde! Ich bleibe mit Vorbedacht immer bey der Geschichte der letzten vier bis sechs Jahre stehen, um zu zeigen, daß nicht nur manchmal hie oder da etwas geschehe, sondern daß in einem so kurzen Zeitraum gute Thaten an allen Enden und Orten wirklich häufig vorgefallen sind.

Nach dem unglücklichen Brand, welchen die Wirtembergische Landstadt Göppingen am achtzehnten August des Jahrs 1782 erlitten hat, ließ der Beamte des Reichsstadt Ulmischen Dorfes Lohnsee, Namens Kiederlin, einige seiner reichsten Bauern zu sich kommen, schilderte ihnen den Zustand ihrer unglücklich gewordenen Nachbarn und sagte, daß er gesonnen wäre, dahin zu reisen, und ein paar Kinder in seine Versorgung zu nehmen, deren Eltern außer Stand gesetzt wären, ihnen

ihnen weitere Erziehung zu geben. Wenn etwa, fügte er hinzu, einer oder der andere von ihnen Lust hätte, ein gleiches zu thun, so wollte er sich nach mehrern solcher Hülfsbedürftigen erkundigen. Ohne Zaudern erklärte einer von der Versammlung: ich will eins. Diesem folgte ein zweyter: ich will auch eins, und eben so stimmten noch acht andere mit ein. Der Amtmann, sehr erfreut über den guten Erfolg seines Vortrags, fuhr fort; es sey nicht genug, daß sie sich zu dieser Aufnahme entschlossen hätten; ihre Weiber müßten auch darum gefragt werden. Sogleich liefen die Bauern aus dem Amthaus nach ihren Wohnungen, kamen aber bald mit der Nachricht zurück, daß die Weiber mit ihnen einerley Sinnes wären. Nun ritt der Amtmann nach Göppingen, hatte bald Kinder zusammen und brachte sie, unter Anstimmung eines Danklieds, auf einem Wagen nach Lohnsee. Die Bauern hielten nicht nur ihr Versprechen, sondern die Begierde, diese Kinder anzunehmen, war so groß, daß der Amtmann bald auch um jene zwey Kleinen gekommen wäre, die er für sich zu behalten beschlossen hatte.

Ein Wiedertäufer, Namens **Melinger**, zu **Monsheim** in der Pfalz, der mit dreyhundert funfzig Gulden seine Wirthschaft anfieng und in einer Zeit von vierzig Jahren durch Fleiß, Ord-

nung und Sparsamkeit ein so großes Vermögen erwarb, daß er jedem seiner Kinder achtzigtausend Gulden geben und sich noch einen Kindestheil vorbehalten konnte, bezeugte sich vor einigen Jahren nicht nur bey Löschung eines Feuers, das in der Scheure eines Müllers zu Monsheim ausgekommen war, sehr thätig, sondern erlies dem Müller, da die Scheure nicht gerettet werden konnte, auf der Stelle eine Schuld von hundert und funfzig Gulden, schenkte ihm fünf Louisd'or und gab ihm die Ziegel zum Wiederaufbauen unentgeltlich.

An die Stelle aller andern unnützen geistlichen Brüderschaften ist durch ein kaiserliches Edikt vom neunten August 1783 eine einzige, nemlich die **Brüderschaft der thätigen Nächstenliebe**, gesetzt, — und in allen Kirchen zu **Wien** den 16 Januarii 1785 eingeführt worden. Statt einer gewissen Anzahl Gebete und Umgänge, geloben nun die verbundenen Brüder und Schwestern, der Armuth mit Rath und That an die Hand zu gehen, schamhafte Arme aufzusuchen, die ausfündig gemachten Armen den Vorstehern anzuzeigen, dem Müssiggang und der Betteley zu steuern, den wohlhabenden Nächsten zur Barmherzigkeit aufzumuntern und ihr Institut eifrig auszubreiten. Sie zeichnet sich nicht durch äußerlichen Prunk,

Aufwand und Ordenszeichen aus, sondern durch Thaten.

Am sechs und zwanzigsten May des Jahrs 1787 hatte ein armer Einwohner des Dörfchens Nieder-Nissa, eine Stunde von Erfurt, das Unglück, sein Haus mit wenigen Habseligkeiten durch das Feuer zu verlieren. Die Flamme nahm so schnell überhand, daß er nichts retten konnte, und daß er vor Bestürzung so gar eins seiner Kinder mit heraus zu nehmen vergas. Dieses arme Geschöpf würde ein Raub der Flamme geworden seyn, wäre nicht ein braver Einwohner von dem benachbarten Dorf Windischholzhausen, Namens Johann Heinrich Schippel, sein Schutzengel geworden und hätte es dem grausamen Tod entrissen. Diese schöne That gelang ihm, und er bekam, außer dem Vergnügen seines Herzens und dem Beyfall aller braven Leute, auch ein Geschenk von der Landesherrschaft zum Lohn. Der arme Abgebrannte befand sich nun mit seiner Frau und fünf Kindern unter freyem Himmel, hatte nichts, wohin er sein Haupt legen und sich und die Seinigen vor der Witterung schützen konnte. Da nahm ein dasiger Einwohner, Joachim Kröse, der selbst vier Kinder hatte, den Mann mit Frau und fünf Kindern in sein Haus auf und gieng ihm mit

Rath und That so treulich an die Hand, daß sein Häuschen bald wieder aufgebaut da stund, daß er zur Nothdurft Nahrung und Kleider hat und seine Kinder nicht nach Brod gehen dürfen, wozu die Gemeinde zu Nieder-Nissa, dann die umliegenden Dörfer **Bißleben**, **Urbich**, **Roda** und **Windischholzhausen**, recht christlich geholfen haben.

Die Stadt **Querfurt** in Thüringen wurde durch eine Feuersbrunst im Jahr 1787 in großes Unglück versetzt. Unter den Beschädigten befand sich vorzüglich ein würdiger Prediger, Herr Archidiakonus **Pinkert**. Dieser schrieb seine Noth an eine edle Dame zu **Cölleda**. Sie erhielt den Brief, da sie eben Gesellschaft bey sich hatte, las ihn und sogleich zog einer seinen Beutel, gab einen Louisd'or und die andern folgten mit einem und zwey Conventions- oder Laubthalern nach. Einer von der Gesellschaft, der zunächst bey **Querfurt** wohnte, bat sich aus, die Collekte überbringen zu dürfen und freute sich herzlich auf die Freude, die er dem nothleidenden Mann und seiner armen Familie machen würde. „Er wird mich für einen Engel Gottes halten," sagte er; und gewiß, gute Menschen, die sich des Elends ihrer Nebenmenschen erbarmen und ihm abhelfen,

sind wahre Engel, die Gott zu Ausführung seiner Absichten auf die Erde sendet.

Vor einigen Jahren fand sich auf einer Maskerade in Hannover eine Maske ein, als Kapuziner gekleidet. Dieser verkleidete Mann gieng an seinem weissen Stabe gebückt daher, trug eine blecherne Büchse, an welcher unten ein weisser linnerner Beutel befestigt war und an der Seite folgender Zettel hieng: „Gedenkt bey eurer „Freude an eine vor wenigen Tagen durch „den Tod ihres Mannes in das tiefste Elend „gerathene kranke Wöchnerinn, fünf un„mündige Kinder, nebst einer alten Gros„mutter. Sämtliche erflehen euren Bey„stand.“ — Nicht allein die Masken steckten reichlich in die Büchse, sondern man bewilligte dem Mönch auch alles Geld, das den Abend von den Zuschauern auf der Gallerie eingekommen war, und die ganze Summe belief sich überhaupt auf hundert und zwölf Thaler, neun Groschen.

Auf der nächsten Maskerade erschien eben derselbe Mönch abermals, nachdem er kurz vorher folgende Verse im Redoutensal hatte anschlagen lassen:

Ich goß es in der Wittwe Schooß;
Die erste Freudenthräne floß
Auf ihren Säugling hin.
Seht, Freunde, euer Meisterstück!
Vollendets heute! — Gottes Blick
Lacht Beyfall auf euch hin!

Er sammelte wieder, schenkte den Damen ausgeschnitzte Bilderchen und einigen Herren von Adel hörnerne Dosen und an diesem Abend erhielt er, ohne die Einnahme der Gallerie, hundert acht und dreissig Thaler, drey Groschen und drey Pfennige. Nun war man begierig, den Menschenfreund persönlich kennen zu lernen, der durch diese edle That die Thränen einer armen und hülflosen Familie getrocknet hatte. Das gelang aber erst die folgenden Tage. Der Kapuziner war ein wohlhabender Kaufmann, Namens **Breunner**. Die Wittwe, für die er gesammelt hatte, und die er weiter gar nicht kennt, als daß sie ihn nach ihres Mannes Tod um ein kleines Almosen ersuchen ließ, heißt **Bergheim**. Ihr Mann war ein reicher Handelsmann, wurde aber durch böse Gesellschaften verführt, begegnete seiner rechtschaffenen Frau äußerst schlecht, brachte sein und ihr Vermögen durch und starb einige Tage vor der Maskerade in größter Dürftigkeit.

Als

Als er kaum eine Stunde todt war, kam seine hülflose Wittwe nieder und ihr Elend wurde dadurch doppelt schwer. Mitleidige Seelen liessen ihren Mann beerdigen und versorgten sie mit allen Nothwendigkeiten. **Breunner** wandte nun das auf der Redoute gesammelte Geld also an. Er miethete ihr eine Wohnung, ließ ihr darinn einen kleinen Kramladen anlegen und kaufte ihr für eine gewisse Summe allerhand Kramwaaren. Ein ganzes Jahr übernahm er die Aufsicht über ihren Handel. Alle Monate mußte sie ihm Rechnung von ihrer Einnahme und Ausgabe ablegen; die verkauften Waaren wurden fürs erste wieder angeschaft und so lange, bis ihr Handel recht im Gang wäre, bekam sie einen wöchentlichen Unterhalt. Das übrige Geld wurde auf Zinsen gelegt. — Als die Wittwe **Bergheim** niedergekommen war, und für sich und die Ihrigen keinen Bissen zu essen hatte, schickte sie in ihrer Noth zu einer armen Frau, die sich ihren kümmerlichen Unterhalt mit Garnspinnen verdiente. Die arme Frau hatte eben vier Groschen Spinnlohn erhalten und war im Begriff, sich Flachs und Brod zu kaufen. Als aber die **Bergheim** schickte, hungerte sie selbst lieber und gab die vier Groschen hin. Diese edle Frau erhielt, zur Belohnung ihrer schönen That, die Einnahme von einem der

folgenden

folgenden Maskeradenabende, welche gleichfalls sehr beträchtlich war. *)

Herr Dominiko Buzzini, ein angesehener Kaufmann in Manheim, gab einem Landkrämer in Neckarshausen einen Kredit auf Specereywaaren von dreyhundert Gulden. Er versprach ihm, daß er diesen Kredit auch künftig geniessen sollte, wenn er mit der Zahlung richtig einhalten würde. Die allgemeine Ueberschwemmung im Jahr 1784 traf Neckarshausen am meisten, trieb die Häuser ganzer Strassen mit fort und machte diese dem Boden gleich. Unter denen, welche solches Unglück betraf, war auch der Schuldner des Herrn Buzzini. Er gieng zu seinem Glaubiger, stellte ihm sein Unglück vor, daß er weiter nichts mehr habe, als wie er ihn vor sich sehe. Herr Buzzini ließ ihn nicht ausreden. „Ich weiß Ihr Unglück schon, sagte er, man hat mich davon unterrichtet.“ Er beschenkte ihn auf der Stelle, erlies ihm seine Schuld und gab ihm neuen Kredit von dreyhundert Gulden.

Als vor einigen Jahren das unglückliche Erdbeben in Calabrien geschah, sandte die Freymaurer Loge zu Neapel ihr ganzes Kapital von einigen

*) Aus Campe's Kinder-Bibliothek.

einigen tausend Thalern zur Unterstützung der Unglücklichen dahin, und zu **Wien** theilte im Jahr 1784 am Josephstag die Loge **zur gekrönten Hofnung** hundert Dukaten an die Hausarmen aus.

Die Logen zu **Dresden** thaten in der Theurung in den 70ger Jahren, verbunden mit den übrigen Logen in Chursachsen, so viel Gutes, daß fast zweytausend Menschen im Erzgebürge dem schmählichen Hungertod entrissen werden konnten.

Die Freymaurer aus England sandten im Jahr 1760 reiche Beysteuern nach Deutschland, um sie unter die nothleidenden Brüder in der Armee des Herzogs **Ferdinand** von Braunschweig zu vertheilen. Eben daher wurden hundert Pfund Sterling im Jahr 1767 nach **Barbadoes** geschickt, zur Erquickung derjenigen, die durch einen großen Brand auf dieser Insel unglücklich geworden waren.

In **Stockholm** haben sich die Freymaurer viele Jahre hindurch als öffentliche und geheime Freunde der Wittwen und Waisen gezeigt.

Vier Logen in **Hamburg** haben dem philantropinischen Erziehungs-Institut in **Dessau** fünfhundert Reichsthaler geschenkt.

Unglückliche Personen, die von Natur oder Zufall das Schicksal hatten, taub und stumm zu seyn, wurden ehmals in ihrem traurigen Zustand gelassen, ohne daß ein Mensch beynahe nur daran gedacht hätte, ihnen den Gebrauch ihrer Sinne wieder zu verschaffen. Versuche hat man allerdings auch ehmals angestellt, aber so mit Ernst und Eifer, wie jetzt, sind sie nie getrieben worden. So viel Anstalten und Preise zur Rettung unglücklich gewordener Menschen sind nie, als in unsern Tagen, errichtet und ausgesetzt worden.

Der Kurfürst von **Trier** hat mehrere von den zu **Paris** erfundenen **Kästchen mit Rettungsmitteln für Ertrunkene und Erstickte** verschrieben, eine noch größere Zahl aber auf seine Kosten nachmachen und in verschiedenen Städten am Rhein und der Mosel zum Gebrauch niederlegen lassen. Diese Kästchen enthalten ein wollenes Hemd, eine wollene Mütze, wollene Lappen, ein Röhrchen, Luft in die Lunge zu blasen, eine Maschine zum Rauchtobaksklystier, flüchtigen Salmiakgeist, Kampfer = Spiritus, Brechweinstein, einen Löffel, zwo Aderlaßbinden und einige Federn. Die Art und Weise, wie diese Hülfsmittel gebraucht werden, sind in dem Trierischen Intelligenzblatt angezeigt worden.

Der Landgraf von Hessen Cassel hat unter dem 15 Sept. 1787 eine Verordnung wegen der allzufrühen Beerdigung der Todten ergehen lassen, absonderlich an Wundärzte und andere, wie sie bey Besichtigung der Leichname verfahren sollen. Vermöge dieser Verordnung soll künftig kein Leichnam beerdiget werden, ehe derselbe von einem deßfalls instruirten und verpflichteten Wundarzt, oder der Todtenfrau, in deren Ermanglung aber von der Hebamme untersucht und vom selbigen mündliche oder schriftliche Versicherung ausgestellt worden, daß er wirklich todt sey. In zweifelhaften Fällen sollen alle mögliche, in dem gedruckten Unterricht näher bestimmte, Mittel den Scheintodten wieder ins Leben zurück zu rufen, sonderlich bey Schwangern, über der Geburt vermeintlich Verstorbenen und neugebornen Kindern angewendet werden. Gelingen diese Versuche, so soll der Wundarzt, außer einer willkürlichen Vergütung von den Hinterbliebenen, noch eine Belohnung von zehn Reichsthalern aus der fürstlichen Cammer-Cassa zu geniessen haben.

Mehrere deutsche Fürsten haben nicht nur Befehle gegeben, wie mit Ertrunkenen, Erhenkten, Erfrornen und andern Verunglückten zu verfahren sey, sondern mehrmals glücklich ausgefallene Versuche mit Belohnungen gekrönt.

Allgemein bekannt ist das Institut für Taub und Stumme des Herrn Direktor Heinike zu Leipzig, ich will auch noch ein paar andere namentlich anführen.

Der menschenfreundliche Markgraf von Baaden sandte auf seine Kosten vor einigen Jahren einen Kandidaten des Predigamts zu Heiniken nach Leipzig und von da nach Wien, um die Behandlung der Taubstummen zu lernen. Nach seiner Zurückkunft ertheilte derselbe zu Karlsruhe Unterricht und leistete Proben, die alle Erwartung übertrafen. Damit nun diese nüzliche Anstalt im ganzen Lande ausgebreitet, und des menschlichen Elends immer weniger werden möchte, müssen die Zöglinge des Schulmeister-Seminariums auch die Stunden dieses Unterrichts besuchen.

Außerdem, daß sich in Leipzig, Wien, Karlsruhe, Zürich, Paris und anderer Orte ordentliche Institute für Taubstumme befinden, hat für sich selbst der brave Pastor Lesko in der Stadt Lauenburg sich mit dem Unterricht einiger taubstummen Personen sehr glücklich beschäftiget. Unter anderm brachte er einen jungen Menschen aus Schwerin in neun Monaten so weit, daß er, als er geprüft wurde, auf die ihm vorgelegten Fragen schriftlich antwortete und einen kurzen Aus-

zug aus der Geschichte Jesu aufsetzte. Ueber zweytausend Wörter aus der Sprache hat er durch Bilder begriffen und weiß Beschreibungen davon zu machen.

Nie ist in öffentlichen Schriften in einem so kurzen Zeitraum so viel von Menschen, die sich für Menschen aufopfern, gelesen worden, als in unsern Tagen. Es ist Pflicht, auch hier derselben zu gedenken, und es gereicht mir zu wahrer Freude, mehrere solcher Beyspiele ausheben zu können, die, wenn sie auch vielen meiner Leser schon bekannt seyn sollten, gewiß nicht ohne Nutzen und Theilnehmung aufs neue werden gelesen werden.

Einen der rührendsten Auftritte erlebten im Monat Oktober des Jahrs 1774 die Einwohner von Libau in Kurland. Schon seit einigen Tagen hatte der fürchterlichste Sturm gewüthet, der jedermann in bange Besorgnis für Schifbruch der Seefahrer versetzte und diesen Untergang und Tod drohte, als man in einiger Entfernung vom Hafen ein holländisches Schif erblickte, welches des großen Sturms wegen nicht in den Hafen einlaufen konnte. Drey Tage und eben so viel Nächte war es ein Spiel der Winde und Wellen, bis es endlich in der Nacht vom zwölften auf den drey-

zehnten ungefähr einige hundert Schritte vom Ufer auf den Strand lief. Der Sturm wüthete immer stärker fort; die tobenden Wellen rissen ein Stück nach dem andern vom Schif hinweg und Todesangst und Verzweiflung ergrif das arme Schifsvolk und seine Gefährten, da ihnen der heulende Sturmwind und die fürchterlichsten Wellengebirge, auch die kleinste Hofnung benahmen, ihr Leben aus der Verwüstung zu retten. Der Sturm war so heftig, daß diejenigen, die ihrem Elend vom Ufer zusahen und es vielleicht gewagt hätten, ihnen zu Hülfe zu eilen, durch die augenscheinlichste Lebensgefahr zurück geschreckt wurden, und gewiß, aller Grab würde die See geworden seyn, hätte sich nicht der edelmüthige Lootsen-Anführer Tode entschlossen, sie zu retten.

Voll von seinem Entschluß eilt er nach Hause, um die nöthigen Anstalten zur Ausführung desselben zu treffen. Seine Frau fällt ihm um den Hals, bittet ihn, sein eigenes Leben zu schonen und stellt ihm die Unmöglichkeit vor, mit all seinem guten Herzen und Willen die Trümmer des Schifs zu erreichen. „Hörst du, wie das Meer „braußt, wie die Winde fürchterlich heulen? Geh „nicht, Lieber, du kannst sie nicht retten, und „dich und deine Gefährten werden die Fluten „verschlingen. Um Gotteswillen geh nicht!

Was

„Was würde aus mir und aus unsern Kindern „dann werden? — „Was kümmert mich das „Brausen des Meeres,“ sagte er, „und das „Heulen der Winde? Ich höre nichts, als das Angstgeschrey der Unglücklichen, das selbst durch „das Toben der Elemente hindurch dringt. Laß „mich! Gott wird mir wohl helfen, der mich „schon so oft durch eben so große Gefahren glück„lich geführt hat. Laß mich! Jeder Augenblick „ist ein Jahr für die Elenden, die dort jammern!“ Auch seine Kinder wollen ihn nicht weglassen, umfassen seine Knie und flehen, er soll bleiben. — „Wie? auch ihr wollt mich zurück halten? Nein „Kinder, das sind Pflichten meines Berufs, die „mein Gott von mir fordert. Seit mehr als „dreissig Jahren hab' ich Nothleidenden geholfen, „wenn ichs nur konnte, und nun, da ich mit den „Gefahren vertrauter geworden, sollte mein altes „Herz zum erstenmal zagen? Nein, und sterb „ich auch, Kinder! so wird Gott im Himmel, „der Retter unser aller, euch helfen!“ — Und nun umarmt er sein schluchzendes Weib und seine Kinder, und geht, von acht Lootsen begleitet, zum Strande. Er wirft sich mit ihnen in ein Boot; muthig rudern sie den Wellen entgegen, wenden all' ihre Kräfte an, aber vergebens: immer treibt sie der Sturm wieder ans Ufer

zurück. Schon viermal hatten sies immer wieder von neuem versucht, und eben so oft warfen Wind und Wellen sie wieder zurück.

An Kräften erschöpft und voll Schweis, kehrt' er, um sich umzukleiden, nach seinem Hause zurück, als seine Frau eben das Mittagessen bereitet hatte. Voll Freude, daß sie ihren Mann wieder zurück sieht, bittet sie ihn, sich zu ihr und ihren Kindern zu setzen, und nach seiner sauern Arbeit zu essen. „Jetzt ist nicht Zeit zu essen," versetzt er, „denn noch hab' ich keinen gerettet, „erst will ich hin, den Elenden zu helfen und dann „—" Er kleidet sich um, geht in die Kammer, wirft sich da auf die Knie und betet zu Gott, daß er ihm Muth und Kraft genug verleihe, seinen Entschluß zu vollführen, kehrt dann wieder zum Strande zurück und giebt noch einmal sein Leben der wüthenden See preis. Nach vielen fruchtlosen Versuchen gelingt es ihm endlich, daß er an das Schif kommt unb **eilf Menschen** glücklich ans Land bringt. Voll Freude über diesen glücklichen Erfolg, schickte er seiner Frau einen Boten, ihr sagen zu lassen, daß sie sich mit ihm freue, **eilf Menschen** hab' er gerettet und nun wolle er noch einmal zu Schiffe, um auch die zurückgebliebenen zu holen. Froh über diese Botschaft warfen Frau und Kinder mit innigster Rüh-

rung

rung sich auf ihre Knie und singen ein Danklied, unterdessen der Mann, nun durch den glücklichen Erfolg mit neuem Muth beseelt, abermals dem Schif zurudert. So oft er zurückgetrieben wird, wagt ers aufs neue, erschöpft seine besten Kräfte, erreicht endlich zum zweytenmal das Schif, und schon warfen die armen Unglücklichen, voll Hofnung, aus der äußersten Lebensgefahr endlich errettet zu werden, dem Boote ein Thau zu, um es zu sich zu ziehen, als plözlich eine ungeheure Welle das Boot umstürzt und ihren Retter mit seinen acht Gehülfen in den Abgrund begräbt. Er selbst hatte sich an das Steuerruder gesezt, streckte, als das Thau eben nach ihm zu flog, eine Hand darnach aus und die andere alte, entkräftete Hand, war zu unvermögend, zu verhindern, daß das Boot nicht den Wellen die Seite zugekehrt hätte und umgestürzt wurde. — Noch lag die Frau, noch lagen die Kinder, voll innigsten Danks gegen Gott, auf ihren Knien, sagen und beteten noch, als ein anderer Bote die Todespost brachte. Die Frau sank sinnlos zur Erde, die Kinder liefen händeringend und wehklagend im Hause herum, schrien ängstlich nach ihrem Vater und glaubten sich selbst ihrer Mutter beraubt. Man denke sich den Eindruck, den der Tod dieses menschenfreundlichen, gefühlvollen Mannes und sei-

 ner

ner Gefährten, auf die Zuschauer am Ufer gemacht haben müsse. Wie weit schrecklicher, erschütternder, mußte er vollends auf die wirken, die ihre ganze Hofnung auf diese einzige Hülfe gesetzt hatten. — Nun war niemand mehr, der es wagen wollte, sich durch die tobenden Fluten einen Weg zu ihnen zu bahnen. Der Lootsen trauriges Ende hatte allen das bißgen Muth, das sie vielleicht noch haben mochten, gänzlich benommen.

In diesem Zustande blieben die Sachen den übrigen Theil des Tages hindurch. Die Nacht brach ein und Dunkelheit und alle schrecklichen Gefährten der Nacht vergrößerten noch den Jammer der Elenden, die nun ganz ihrem fürchterlichen Schicksal überlassen, den Tod zehntausendmal fühlten. Gott! welch eine Nacht des Schreckens und der Angst für diese unglückliche Menschen! — Dunkelheit, Heulen der Winde, Brausen des Meeres, Krachen des Schifs, das immer mehr zertrümmert wurde, und dann alle Hofnung zur Rettung, auch der geringste Funke davon, — gänzlich verschwunden! Auch glaubte niemand, daß die Morgensonne diesen Unglücklichen noch aufgehen würde: und doch waren sie am folgenden Morgen noch am Leben. Jetzt stand nur noch das beynahe umgekehrte Hintertheil des

Schifs aus der Verwüstung empor, wohin sich drey von diesen Elenden gerettet hatten, die sich mit einer Hand daran geklammert hielten, und die andere zu wiederholtenmalen gen Himmel empor hoben, den sie um Rettung anflehten. Schon hatten zwey ihrer Mitunglücklichen, während der Nacht, in der See ihren Tod gefunden. Einer war, vielleicht aus Mattigkeit, von den Trümmern herunter gefallen, und der andere hatte aus Verzweiflung, durch einen Sprung ins Meer, sein elendes Leben geendet. „Brüder," sagte er, zu seinen unglücklichen Gefährten, „lebt wohl! „Ich kann diese Todesangst unmöglich länger „mehr erdulden. Wie lange wollt ihr noch harren und euch euren Tod durch die tausend Gefahren, die uns jeden Augenblick drohen, und „durch die Herzensangst, die wir hier leiden, „noch mehr verbittern? Ist er nicht todt, unser „Retter? nicht todt? und mit ihm jede Hofnung „zur Rettung verschwunden? Laßt euch durch „keine eitle Hofnungen mehr täuschen; oder denkt „ihr, euch am schwimmenden Strohhalm zu retten? „— Doch, sollte Gott euch noch helfen, o dann, „Brüder! bitt ich euch, meinen Leib zu begraben und ihn nicht einen Raub der Fische werden „zu lassen." Und nun bindet er sich ein Thau,

 oder

oder Strick, um den Leib, sagt sein zweytes: Brüder, lebt wohl! und stürzt sich ins tobende Meer.

Kaum war der Tag angebrochen, so eilten die Einwohner der Stadt wieder zum Strande, um zu sehen, ob die Unglücklichen noch lebten, und auf Mittel zu sinnen, ihnen, wo möglich, noch zu helfen. Doch war alles umsonst. Der Sturm wüthete noch immer fort! noch schäumte das Meer und noch tobten Wind und Wellen mit fürchterlichem Getöse. Alle stehen nun da, den Blick auf das Meer und die Ueberbleibsel des Schifs, diese Scene des Jammers, geheftet; hätten gerne gerettet, aber allen schwebte das traurige Ende des edeln Tode und seiner Gehülfen vor Augen. Und so streicht der Morgen vorbey und mit ihm auch alle Hofnung zur Rettung, bis endlich Nachmittags ein Steuermann von einem andern holländischen Schif, der unter den übrigen Zuschauern diesem Elend mit zugesehen hatte, gleich als aus einer Betäubung erwachend, einige Schritte zurück tritt, um sich herum sieht und ausruft: „Nein, ich kann diesen Anblick „unmöglich länger ertragen. Gott im Himmel, „hilf du sie mir retten! In deinem Namen „und deines Beystandes gewiß, will ichs versuchen!

„suchen! Auf! wer kommt mit mir?“ — Seine Entschlossenheit und sein Muth wirkte auf zwey Matrosen und zwey Stadbauern, die mit ihm ein Boot bestiegen und mit angestrengten Kräften nach den Trümmern des Schifs zuruderten. Jedermann steht mit bangem klopfendem Herzen am Ufer, sieht ihnen nach und zittert für das Leben dieser Rechtschaffenen. Oft warfen ungeheure Wellen das Boot hoch empor, daß es über dem Wasser zu schweben schien; oft ward es wieder in den Abgrund hinunter gerissen und verlor sich eine Zeit lang ganz aus dem Gesicht. Endlich gelingt es ihrem Muth, sie erreichen das Schif und retten drey Menschen, die man nicht leicht elender gesehen haben kann. Todesangst und wilde Verzweiflung saß auf ihrem blutigen und aufgeschwollenen Gesicht und in ihren rothen, schon halb gebrochenen Augen. Hände und Füsse waren ihnen zerstoßen und mit Blut bedeckt. Kraftlos und erstarrt, waren sie nicht vermögend, zu stehen, die Zunge versagte ihnen den Dienst, und nur dann und wann hörte man ein dumpfes, fürchterliches, unzusammenhängendes Stöhnen. Endlich brachte man sie in eine Wohnung, wendete alles an, den schwachen Funken von Leben, der noch in ihnen glimmte, wieder anzufachen

und nach und nach wieder zu stärken. Auch wurden sie durch anhaltende Sorgfalt, wiewohl nur langsam, wieder hergestellt und dankten Gott und ihren Erretern.*)

Als vor einigen Jahren bey **Verona** die Etsch zugefroren war, fiel plötzlich Thauwetter ein, das Eis brach und der Strom schwoll an. Die Gewalt des Grundeises riß eine Brücke an dem Ufer ein, nur der mittelste Bogen that noch einigen Widerstand. Auf diesem ruhte ein kleines Häuschen, worinn sich der Zöllner mit seiner ganzen Familie befand. Das Geschrey dieser Unglücklichen zog eine Menge Menschen herbey, aber da war keiner der helfen wollte, denn man erwartete alle Augenblicke den Einsturz des Häuschens. Plötzlich sprang unter den Zuschauern ein edler Graf, **Spolverini** hieß er, hervor, hob einen Beutel empor und versprach, ihn dem zu geben, der die Familie des Zöllners retten würde; aber niemand wollte es wagen. Endlich kam ein armer Landmann, sprang in den

*) Oberrheinische Mannigfaltigkeiten auf das Jahr 1783. Viertes Vierteljahr. Seite 644. ff.

den Kahn und trotz aller Gewalt der Wellen und des Eises, ruderte er hin zu dem eingestürzten Bogen. Die schon von Todesangst ergriffene Familie ließ sich am Seil herab in seinen Kahn, und der Bauer brachte sie glücklich ans Ufer. Kaum waren sie angelandet, so stürzte der Bogen mit dem Häuschen ein. Jetzt bot der Graf dem edelmüthigen Erretter die versprochene Belohnung an, aber er nahm sie nicht, sondern sagte: „Für Geld hab' ich mein Leben nicht ge„wagt; hier ist eine unglückliche Familie, die „jetzt ihr Hab und Gut verloren hat; ihr geben „Sie was sie für mich bestimmt hatten." Mit diesen Worten kehrte er sich um und verschwand unter der Menge.

Sein Name ist nicht bekannt geworden, aber im Himmel steht er angeschrieben. Seine große That hat unser **Bürger** in folgendem meisterhaften Gedichte, betittelt: **Das Lied vom braven Mann**, verewigt, das ich mich nicht erwehren kann, bey dieser Gelegenheit einzurücken.

Hoch

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
Und schnob durch Welschland trüb und feucht
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wann der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst,
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern schol;
Das Wiesenthal begrub ein See;
Des Landes Heerstrom wuchs und schwol;
Hoch rollten die Wogen, entlang ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her;
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind. —
„O Zöllner! o Zöllner! Entfleuch geschwind!

Es

Es drönt' und drönte dumpf heran,
Laut heulten Sturm und Wog' ums Haus.
Der Zöllner sprang ins Dach hinan,
Und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!
„Verloren! Verloren! Wer rettet mich?

Die Schollen rollten Schuß auf Schuß,
Von beyden Ufern hier und dort,
Von beyden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler samt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter, als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
An beyden Enden, hier und dort,
Zerborsten und zertrümmert, schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. —
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!“

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und Jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte Niemand Retter seyn.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Wann

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! So nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, o braver Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann! braver Mann, zeige dich!

Rasch galloppirt' ein Graf hervor,
Auf hohem Roß, ein edler Graf.
Was hielt des Grafens Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straf.
„Zweyhundert Pistolen sind zugesagt
„Dem, welcher die Rettung der Armen wagt!"

Wer ist der Brave? Ists der Graf?
Sag an, mein braver Sang, sag an!
Der Graf, beym höchsten Gott! war brav!
Doch weis ich einen bravern Mann. —
O braver Mann! braver Maun! zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich! —

Und immer höher schwol die Flut;
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Muth. —
O Retter! Retter! Komm geschwind!
Stets Pfeiler bey Pfeiler zerborst und brach.
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh!

„Halloh! Halloh! Frisch auf gewagt!“
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein Jeder hörts; doch Jeder zagt,
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Der Zöllner vergebens, mit Weib und Kind,
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind. —

Sieh, schlecht und recht, ein Bauersmann
Am Wanderstabe schrit daher.
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen; vernahm sein Wort;
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn, in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Troz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Kam der Erretter glücklich an:
Doch wehe! der Nachen war allzu klein,
Der Retter von allen zugleich zu seyn.

Und dreymal zwang er seinen Kahn,
Troz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreymal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag an, sag an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt ein Leben dran:
Doch that ers wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut;
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut.

„Hier, rief der Graf, mein wackrer Freund!
Hier ist dein Preis! Komm her! Nimm hin!“ —
Sag an, war das nicht brav gemeynt? —
Bey Gott! der Graf trug hohen Sinn! —
Doch höher und himmlischer, warlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug!

„Mein Leben ist für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch eß ich satt.
Dem Zöllner werd' eur Gold zu Theil,
Der Hab und Gut verloren hat!“
So rief er, mit adlichem Biederton,
Und wanndte den Rücken und gieng davon.

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Dem lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann.

Den fünf und zwanzigsten Junii 1780 stürzte Herr von Moncamp, Lieutenant der Marschälle von Frankreich, mit seiner Gemahlin in einer Chaise zu Vienne in die Rhone. Die Chaise sank im Fluß unter, und ohne den menschenfreundlichen Heldenmuth Franz Bonnardels wären die Unglücklichen wahrscheinlich ohne Rettung verloren gewesen. Er benutzte den Augenblick, da die Chaise wieder über das Wasser kam, die Schwungstange derselben über sein Schif zu ziehen. Er riß beyde schon halb todt aus derselben, stieß dann den Wagen wieder von seinem Fahrzeug ab in den Strom und brachte die Geretteten aus Land. Jetzt erfuhr er erst, daß Herr von Moncamp eine ansehnliche Geldsumme in der Chaise gehabt habe. Der Fluß war denselben Tag sehr angeschwollen und sein reissender Lauf machte es äusserst gefährlich, sich mit Schiffen darauf zu wagen; aber Bonnardel dachte in dem Augenblick nur an die Freuden der geleisteten Menschenliebe; er sah keine Gefahr, sondern brachte einen großen Theil des Tages auf dem Strom zu, um die Chaise zu finden. Endlich gelang es ihm, sie eine Stunde von Vienne zu entdecken, worinn sechshundert sechzig Livres (ohngefähr sechzehnhundert Reichsthaler) waren; er rettete sie aus den Trümmern des Wagens und brachte sie dem

Herr von Moncamp. Als das der König von Frankreich erfuhr, bestimmte er dem menschenfreundlichen **Bonnardel** ein Jahrgehalt von hundert Livres, und eben so viel befahl er, ihm auf der Stelle auszuzahlen. Der Intendant der Provinz berichtete den Willen des Königs an **Bonnardel** und schloß seinen Brief mit folgenden Worten: „Bey meiner nächsten Reise nach „**Vienne** freue ich mich, zwey großer Vergnü„gungen theilhaftig zu werden, die Vollendung „der Brücke zu **Gere** zu sehen und des ungleich „größern, den braven **Bonnardel** kennen zu „lernen, der seinem Vaterland so viel Ehre „macht, und den man auch dann noch kennen wird, „wann die prächtige Brücke, das Werk so vieler „Jahre, längst in Schutt wird begraben seyn.“

Als im Herbst des Jahrs 1782 eine große Feuersbrunst in der Stadt **Straßburg** entstand, sprang eine Frau im Schrecken aus ihrem Hause, das schon in vollen Flammen war. Auf der Gasse schrie sie: „Mein Bestes ist zurück!“ — Was denn, fragte ein Reuter, der daher gelaufen kam. — „Mein Kind, Herr, mein Kind!“ — Der Mann sprang an das Haus, welches schon oben mit dem Einsturz drohte und rettete dasselbe. — „Ach, Herr! noch ein Kästchen mit Geld! Dort — Dort!“ — Der

Soldat

Soldat lauft noch einmal in das Haus und bringt ihr das Geld. Freund! rief die Frau vor Freuden, seht, der halbe Theil ist euer. „Nein doch!“ erwiederte der Soldat: „so was thut man nicht für Geld!“ — Als dies sein Hauptmann hörte, schlug er ihm auf die Achsel und sagte: „Brav, mein Freund, sehr brav! Hier hast du etwas zum Andenken,“ und gab ihm etliche Louisd'or aus seiner Tasche.

Im Jahr 1783 schwol der Isar-Fluß zu einer ungemeinen Höhe an, trat aus den Ufern und überschwemmte die Vorstadt Au in München, so, daß Menschen und Vieh in Gefahr waren. Einige retteten sich in Kähnen, andere flüchteten unter die Dächer. Man eilte diesen Unglücklichen zu Hülfe und rettete, so viel man konnte. Besonders zeichnete sich ein Grenadier vom Leibregiment aus, der durch das Winseln und Klagen eines Kindes und durch dessen hülflose Eltern gerührt, seine Kleidung von sich warf, mit Lebensgefahr durch den wüthenden Strom der ringsumschwemmten Hütte zuschwamm, und das Kind nebst den Eltern rettete. Ja, er ließ sich so gar durch das Bitten dieser Armen bewegen, noch einmal zu der Hütte zu schwimmen und ihr größtes Eigenthum, eine Kuh, aus dem Stall zu holen. Nachdem er sie herausgebracht hatte, setzte er

sich auf die schwimmende Kuh und leitete sie glücklich ans Gestade. Die Geretteten boten ihm ihr weniges Geld aus Dankbarkeit an, aber der Grosmüthige schlug es aus und hielt sich durch das Bewußtseyn, Menschen gerettet zu haben, für belohnt genug.

Eine fürchterliche Feuersbrunst verzehrte im Jahr 1766 einige Häuser in Nancy. Die Gefahr war um so viel größer, weil das Feuer die Häuser des gemeinen Volks ergriff, wo die Dürftigkeit genöthigt war, Holz, anstatt der Steine, zu gebrauchen. Ein heftiger Wind beschleunigte noch den Zuwachs dieses Unglücks; die Flammen loderten schon zu den Dächern heraus, verschiedene Giebel fielen herunter und verkündigten allgemeinen Einsturz. Niemand durfte sich mehr hin wagen, denn von allen Seiten drohten Tod und Grab. Mitten unter der allgemeinen Verwirrung zog eine Frau, die Mutter zweyer Kinder war, durch ihr Heulen aller Augen auf sich. Sie sah nemlich die Flamme gegen eine Kammer des vierten Stockwerks eines Hauses hinaufsteigen, wo ihre zwey Kinder waren, die sie im Tummult und Schrecken dort gelassen hatte. In der rührendsten Stellung schrie sie erbärmlich um Rettung und Hülfe; allein das Mitleiden, welches sie hie und da erregte, wurde anfangs durch die

damit verbundene Gefahr wieder erstickt. Zween Grenadiers von einem Regiment, das daselbst in Besatzung lag, liefen zu der betäubten Mutter, und, nachdem sie von allem hinlänglich unterrichtet waren, sogleich in die Kammer, wo sich die Kinder befanden. Jetzt eilten sie auf den brennenden Balken herum, sogleich verschwanden sie in der Wolke von Rauch, die aus den Flammen empor stieg, und kaum waren sie innerhalb der Mauern, als die Hälfte des Hauses einstürzte. Die Mutter fiel in Ohnmacht und hielt alles für verloren; aber die beyden Helden erschienen wieder, in halb verbrannten Kleidern und bis zu den Wurzeln gesengten Haaren, und jeder brachte der Mutter ein Kind wieder. Diese kam durch das allgemeine Freudengeschrey und das Krachen des eben einstürzenden Hauses wieder zu Sinnen und sah die Erretter ihrer Kinder vor sich.

Im Jahr 1784 schlug am St Johannistag der Blitz zu Freising in den Thurm der dasigen Domkirche und zündete. In drey Viertelstunden zeigte sich niemand zur Rettung. Unterdessen hatte die Flamme wüthend um sich gegriffen und der Thurm, die prächtige Kirche, das daran stoßende fürstliche Archiv, ja sogar das bischöfliche Residenzschloß schienen verloren zu gehen. Da kam Michael Dellis, ein baierscher Dragoner,

sprang muthig in die Flamme, wo er mit augenscheinlicher Todesgefahr die größten Balken entweder losriß oder spaltete und also dem Feuer die weitere Nahrung entzog. Man wollte diesem edeln Mann eine Belohnung geben, aber er schlug sie aus, mit den Worten: **Es ist Schuldigkeit, in der Noth zu helfen.**

Ein Einwohner des Dorfs **Neuenheim** bey **Heidelberg** in der Pfalz, fuhr Morgens, lange vor Anbruch des Tages, über den Neckarfluß. Unglücklicher Weise zerbrach seine Ruderstange, und der arme Mann stürzte mitten in den Fluß. Sein erstes Schreyen und das dazu gekommene Rufen einer nahen Schildwache, weckte den Fischer **Franz Adelheim**, der nah am Neckar wohnte, aus dem Schlaf. Sogleich sprang er aus dem Bette und nur halb angekleidet ans Ufer. Da er von Weitem ein Geräusch im Wasser hörte, so glaubte er nun sicher, daß jemand unglücklich geworden sey. Er warf sich in sein Schif und fuhr der Gegend zu, wo er nach einigem Suchen bemerkte, daß das Wasser den Unglücklichen noch einmal in die Höhe warf. Er war so glücklich, den schon völlig erstarrten, sehr schweren Körper zu ergreifen, in das Schif zu ziehen und mit Hülfe eines Wundarzts hatte er so gar

das

das Vergnügen, diesen schon leblosen Menschen wiederhergestellt zu sehen. Er erhielt von der Regierung sechs und dreissig und der Wundarzt zehn Gulden.

Ein Fischer zu **Creuznach**, Namens **Platte**, rettete 1784 mit einigen Gehülfen, in dem einzigen vorräthigen verlechten kleinen Nachen, zwey Müller-Familien von achtzehn Personen. Fünfmal mußte er sich deswegen in den reissenden Strom wagen. Man gab ihm zwey und zwanzig Gulden zur Belohnung und befreyte ihn von allen bürgerlichen Lasten.

Antoine Mulard, ein Fischer zu Calais in Frankreich, rettete den neunten Merz 1782, da ein preussisches Schif an der Küste von Calais strandete, **neun Menschen** das Leben. Auf diesen Vorfall wurde auf Veranlassung des Königlich Preussischen Ministers, Grafen **von Herzberg**, eine Münze, zwanzig Dukaten an Gold werth, geprägt. Auf einer Seite ist das Bildnis **Friedrichs II**, auf der andern ein vom Sturm herumgetriebenes Schif, mit der Unterschrift:

ANTONIO MVLARD,
ob
IX Borussos
servatos
die IX Mart.
MDCCLXXXII.

„Zu Ehren des Antoine Mulard aus Calais, „weil er am neunten Merz 1782 neun Preußen „das Leben gerettet.“ — Diese Medaille wurde dem heldenmüthigen Mann erlaubt im Knopfloch zu tragen.

Seblon, ein Schiffer zu Grenoble in Frankreich, wollte den achten Junii 1783 ein zwölfjähriges Mädchen aus der Isere retten, aber in dem Augenblick, da er sie ergriffen hatte, wurde das Fahrzeug an einem Pfeiler der Brücke zertrümmert und beyde, der Retter und die beynahe schon Gerettete, giengen unter.

Heinrich Engelke, ein Grönlandsfahrer aus der Vorstadt bey Bremen, entriß sechs Menschen dem Tode, als diese im Jahr 1784 samt einem Wagen von der Weserbrücke in den Fluß hinab gefallen waren.

Dem Zimmerman Francois le Roy, genannt Tourangeau, danken zwölf Menschen das Leben, wovon er zehn zu verschiedenen Zeiten aus dem Wasser, und zwey aus dem Feuer gerettet hat.

Wiede=

Wiedeburg, Hauptmann beym Hannövrischen von Reden rettete auf einmal das Leben von hundert sieben und achtzig Menschen. Als nemlich vor einigen Jahren fünf Bataillons Hannoveraner nach Gibraltar und Minorca seegelten, entstand ein sehr gefährlicher Sturm. Das Schif, worauf sich Wiedeburg mit dem Stab und hundert sieben und achtzig Mann befand, bekam einen solchen Leck, daß selbst der Schifs-Capitain die Rettung desselben für unmöglich hielt. Wiedeburg arbeitete an den Pumpen, sorgte für die Kranken, sprach den Schwachen Muth ein und besorgte so ihre Rettung. Als sie glaubten überwunden zu haben, kamen sie mitten unter Klippen in eine neue Noth, wurden aber von Franzosen gerettet und verpflegt, auch mit allen Ehren aufgenommen.

Im Oktober des Jahrs 1785 stürzte in der Reichsstadt Mühlhausen das Gewölb eines Kellers ein. Unter demselben befand sich ein Zimmer, in welchem eine Weibsperson und drey kleine Kinder schliefen. Diese wurden in eine Tiefe von ohngefähr zwanzig Fuß versenkt und unter den einstürzenden Wänden der Stube begraben. Das Krachen des eingestürzten Hauses war zum Glück so heftig, daß es die Nachbarn aus dem Schlaf weckte. Sie eilten auch herbey und hör-

ten das Wimmern und Stöhnen der Begrabenen; weil aber die noch stehenden Wände ebenfalls alle Augenblicke einzustürzen drohten, so dauerte es lange, bis sich ein Menschenfreund fand, der Muth genug hatte, sich in die Tiefe hinab zu wagen und den Verunglückten mit eigener Gefahr beyzuspringen. Endlich kam ein Knecht, dem Gott diesen Muth gegeben hatte. Er sprang ohne vieles Bedenken hinunter, und sein Beyspiel ermunterte einen seiner Kameraden, ihm nachzuspringen. Nun räumten die braven Bursche mit ihren Händen den Schutt weg und waren so glücklich, alle vier Seelen, die darunter begraben lagen, zu retten, um die es wäre geschehen gewesen, wenn die Retter nur uur um fünf Minuten später gekommen wären.

Eben in dieser Stadt stürzte ein Knabe im nemlichen Jahr in einen Ziehbrunnen, den man schon lang hatte wollen zudecken und mit einer Pumpe versehen lassen. Ein braver Mann, Namens **Koch**, rettete ihm das Leben. Er sah den Knaben fallen und kletterte, ohne erst eine Leiter zu holen, an der Mauer des Brunnens hinab, zog den Knaben heraus und hielt sich so lange mit ausgespreiteten Beinen über dem Wasser fest, bis eine Leiter gebracht wurde, auf der er mit dem Knaben herauf stieg.

Das

Das Jahr 1785 ist auch das merkwürdige Jahr, in welchem Herzog Maximilian Julius Leopold von Braunschweig in der Oder den schönen Tod der Menschenliebe starb. Im Frühjahr richtete die Oder bey Frankfurt schreckliche Verwüstungen an. Die Lebusche Vorstadt stand ganz unter Wasser. Die Bewohner des Damms baten, daß man zu ihrer Rettung einen Durchbruch machen möchte, aber Leopold konnt' es nicht durchsetzen. Er springt in früher Morgendämmerung aus dem Bette, hin an die gefährlichsten Plätze, schickt Kähne fort, seine Pferde müssen laufen, er selbst arbeitet, daß ihm der Schweis vom Gesicht strömt. Schon wollte er in einem Kahn zur Rettung der Elenden, die jammervoll in den Wind hinaus heulten, hinüber schwimmen; aber noch hielt man ihn zurück, indem eben die Flut Stadt und Vorstadt durch einen fürchterlichen Riß von einander trennte. Nun wird der Jammer größer, denn mehrere Joche der Brücke reissen sich los. Hoch bäumen sich die erzürnten Wogen, die Tiefe eröfnet sich und bebt und die Wellen schlagen mit tobender Gewalt ans Ufer.*) Der Herzog siehts und will fort, umsonst — er findet keinen, der ihn führt.

Schon

*) Herzog Leopold, der Menschenfreund. Ein Schattenriß, versucht von M. Nathanael Friedrich From. 8. Berlin, 1785.

Schon da er mißmuthig und tiefgebeugt durch das Elend, das er, ohne helfen zu können, mit ansehen mußte, das seinem menschenfreundlichen Herzen tiefe Wunden schlug, nach Hause geeilt war, reißt ihn ein neuer Ruf empor. Eine Mutter stürzt in sein Zimmer und bittet, daß der Prinz einen Kahn zur Rettnng ihrer Kinder schaffe. — Er konnte nicht helfen. — Jetzt schlug die Glocke zwölfe und die Noth auf der Dammvorstadt war aufs höchste gestiegen. Wie leichtes Moos schwemmten die Fluten Häuser weg, Bäume, die den größten Stürmen widerstanden und Jahrhunderten getrozt hatten, waren aus der Wurzel gerissen und das ganze Land umher war eine wallende weite See. Hier schreyt ein Greis auf dem zerschmetterten Dach seines Hauses, dort ringt ein anderer mit dem tausendarmigen Tod, hoch in die schwarze Luft ertönt das Jammergeheul der armen um Hülfe flehenden. — Leopold vernimmts mit Schaudern und länger hält es sein edles Herz nicht aus, denn die Klage des Jammers klang dreymal schrecklicher darinn. „Ich will sie retten, diese „Unglücklichen, wenn andere Menschen„hände zu furchtsam oder zu schläfrig sind! „Ich bin ein Mensch, wie sie, bin schuldig, „meine Brüder zu retten, und traue der

„Vor-

„Vorsicht.“ — Er sprach diese geflügelten, unsterblichen Worte, gehört im Himmel und aufbewahrt zum Tag der Vergeltung. Dann stieg er in den Kahn, geführt von einem alten erfahrnen Schiffer, sprach nichts und dachte nur an die Rettung der Elenden. Schon sind sie nahe dem Land; aber ein treuloser Weidenbaum, der seine Zweige und Wurzeln unter dem Wasser umher streckte, stämte sich gegen den Kahn, warf den Vordertheil an die Klippe, stieß ihn um und Prinz und Schiffende versanken in die tobenden Fluten. Die Schiffer wurden eine Stunde nach dem Fall gerettet, aber der Prinz war das Opfer seines Heldenmuths. Wahrscheinlich hat ihn, da er nach einer starken Erhitzung ins Wasser stürzte, ein Schlagfluß getroffen und es ihm unmöglich gemacht, sich durch Schwimmen zu retten.

Ich breche hier ab, mehr von dem edeln Herzog zu sagen. Am Schluß dieses Büchleins soll unter der Aufschrift: Blumen auf Leopolds Grab mehr von ihm erzählt und dasjenige gesammelt werden, was in mehrern Schriften von seinem treflichen Leben zerstreut zu finden ist.

Am ein und zwanzigsten Jänner des Jahrs 1786 schickte ein Dragoner zu Lübben in der Nieder-Lausiz ein Paar von seinen Kindern, da es gefroren war, mit einem Schlitten über die Spree nach Holz. Da diese etwas zu lang ausblieben, gieng er selbst nach. Es wurde finster, und weder die Kinder, noch der Vater, kamen zurück. Dem Wirth dieses Mannes, einem Zinngießer, Namens Anemüller, dem es an dem nemlichen Tag früh geträumt hatte, daß aus seinem Haus zwey Personen ertrinken würden, wurde bange. Er nahm also eine Laterne und gieng nebst der ältesten Tochter des zu lang ausbleibenden Mannes, einem andern Dragoner und einem Knaben, Namens Feichter, seinem Hausgenossen entgegen. Da er weit genug gegangen zu seyn glaubte, rief er ihn beym Namen. Er erhält Antwort und will nun gerade darauf eilen, fällt aber unversehens in ein Loch, das nicht zugefroren war. Der Dragoner, den er mit sich genommen hatte, will ihn retten und stürzt auch ins Wasser. Nun eilt die Tochter, die ihren Vater suchen wollte, zu Hülfe, und hat das nemliche Schicksal. Der Knabe aber wirft sich geschwind der Länge nach aufs Eis und rettet so mit vieler Mühe noch das Mädchen. Die beyden andern waren verloren und der Traum erfüllt.

erfüllt.*) Unterdessen kommt der Vater mit seinen beyden Kindern, denen man entgegen gegangen war, an. Da dieser das Unglück seines Wirths und Kameraden hört, ist er ganz außer sich und sagt: „wo mein Wirth ist, will ich auch bleiben!“ Ohne Zweifel würde er nachgesprungen seyn, wenn nicht die Kinder ihn zurückgehalten hätten. Den andern Tag fand man die beyden Ertrunkenen, die sich noch fest umarmt hatten, und so den Tod der Menschenliebe gestorben waren.

Am zwey und zwanzigsten Junii 1786 schlug der Bliz in Lippersdorf, einem Dorf ohnweit Freyberg, in ein Bauergut und legte Scheune und Wohnhaus in einer halben Stunde in die Asche. Ein altes sechzigjähriges Mütterchen, die seit vielen Jahren, durch Gliederreissen gelähmt, auf einer Stelle, wo man sie hingesetzt, hatte

*) Wenn unter hundert unerfüllten Träumen zufälliger Weise einmal einer eintrift, so ist daraus kein Schluß zu machen, als ob Träume göttliche Eingebungen wären, denn es kommen dabey so viele Dinge in Betrachtung, die sich vollkommen natürlich erklären lassen, ohne daß wir nöthig haben, zum übernatürlichen unsre Zuflucht zu nehmen.

hatte, sitzen müssen, sah sich in der größten Gefahr, von der Flamme mit verzehrt zu werden. Aber ein eilfjähriges Mädchen, die Tochter des Guthbesitzers, welches die arme Alte in der Angst zu Gott um Rettung flehen hörte und keinen Mann sah, der sie hätte heraus tragen können, nahm sie flugs auf ihren Rücken und brachte sie glücklich vor die Hinterthüre im Garten, wo ihre Kräfte sie verließen und wo sie die alte kranke Frau mit den Worten absetzte: „Gott helf euch nun weiter!“ Auf solche Art wurde diese Person den Flammen entrissen und des Mädchens Verdienst ist um so größer, da sie erst nachher das ihren Eltern gehörige Vieh aus dem Stalle retten half.

Im May des Jahrs 1787 verunglückten zwey Einwohner des Kirchspiels **Bruttig** im Trierischen, mit einem beladenen Nachen in der Mosel, bey einem plötzlich entstandenen Sturme. Man sah sie versinken, aber niemand wagte es, ihnen beyzuspringen; indem der Strom fast Manns hohe Wellen warf. Da war der im Ort wohnende Geistliche und Frühmesser von Senheim, Herr **Friedrichs**, der erste, der in ein Fahrzeug sprang, die Unglücklichen zu retten. Der würdige Seelsorger achtete die augenscheinliche Lebensgefahr nicht, der er sich aussetzte, und vier andere folgten seinem edeln Beyspiel. Sie arbeiteten

sich

sich muthig durch die tobenden Wellen, welche so hoch stiegen, daß sie die Menschenfreunde oft vor den Augen der bestürzten Zuschauer bedeckten und verschlungen zu haben schienen. Doch gelang es ihnen, die beyden Unglücklichen heraus zu ziehen, wovon aber einer, aller angewandten Hülfsmittel ungeachtet, bald hernach starb. Der andere faßte die Hände seines Retters, dankte ihm mit Thränen; allein der menschenfreundliche Retter empfand selbst die gefährlichen Folgen seiner Unternehmung. Er hatte sich so abgearbeitet, daß er todtenblaß aussah, häufiges Blut auswarf und sprachlos am Ufer niedersank, ohne den Dank des Geretteten vernehmen zu können. Mit Mühe wurde er jedoch wieder zu sich selbst gebracht, und nun versüßte das Bewußtseyn, einem Bruder das Leben gerettet zu haben, sein Ungemach. Diese preiswürdige That ist nicht die erste dieses Geistlichen. Er hat sich schon mehrmals und besonders bey dem schrecklichen Eisgang und der außerordentlichen Höhe der Mosel im Jahr 1784 ausgezeichnet. Damals rettete er zu Ediger im Amte Zell, wo er Kaplan war, eine Frau aus dem Schutt eines zusammengestürzten Hauses, bey welcher gefährlichen Unternehmung ihm ein junger Mensch und **zwey Juden** Beystan leisteten.

Eine edle menschenfreundliche That übte den 31 März 1788 zu Noyon, einer großen und wohl bewohnten Stadt in Isle de France, ein Mädchen von 20 Jahren, Namens Katharina Vassent, aus. Der Abbe' de la Breuille, Canonicus und Generalvicarius daselbst, hörte, als er Abends gegen eilf Uhr nach Hause gieng, mit dem Ton der Bestürzung die Worte rufen: „Ach, das Unglück!" Er gieng der Klagestimme nach und hörte, daß vier Männer in einem Abtritt, den sie geöfnet hatten, von den giftigen Dünsten erstickt worden wären. In der Ueberzeugung, daß sie blos betäubt und noch zu retten wären, forderte er Weinessig, und rieth den Personen, die Verunglückten, deren einen man nur noch schwach und ängstlich stöhnen hörte, damit zu besprützen. Aber vergebens stellte er ihnen vor, daß es bey gehöriger Vorsicht keine Gefahr habe. Nur Katharina Vassent, eines Sackträgers Tochter, der sich einmal ins Feuer gestürzt hatte, ein Kind zu retten, diese edelgeborne schrie: „ach, wär ich „ein Mann! Wie gerne stieg ich hinein, ach, „daß ich doch kein Mann bin!" Allein die erhabene Leidenschaft der Menschenliebe überwand das Gefühl der Schwäche ihres Geschlechts. In dem Augenblicke, da der Abbe' de la Breuille, durch die Seufzer gerührt, die er hörte, den Entschluß

faßte,

faßte, sich selbst in die Grube zu wagen, einen Essigkrug nahm und sagte: Nu, ich wills thun! that es Katharina Vassent, nahm ihm den Krug ab, gieng die Stiege hinunter, wusch sich Hände und Gesicht mit Essig, wie es der Abbe' befahl, und begoß die Sterbenden mit dem Ueberrest. Sie gieng wieder herauf, holte noch eine Flasche und machte es eben so damit, ohne den dicken stinkenden Dunst zu achten, der aus der Grube aufstieg. Die Herren Cauchie, Lemaire und de la Breuille, stellten sich in eine Reihe, um ihr Hülfe leisten zu können, wenn sie es bedürfte. Man warf ihr ein Seil zu, welches sie an den Arm des einen Sterbenden bevestigte; aber es zerriß, als der Leib bis auf die dritte Stufe kam. Hier hielt sie ihn fest, bis sie ein anders Seil bekam, das sie vermittelst einer Schlinge an seinen Arm band. Da er herausgezogen war, gieng sie zum zweyten, obgleich der Dunst durch angezündetes Stroh, das man in die Grube geworfen hatte, noch stärker wurde. Auch dieser kam glücklich heraus, sie lief zum dritten, und im Eifer, den Menschen zu retten, der noch ächzte, vergas sie sich selbst und unterließ, sich mit Essig zu waschen. Sie sprach dem Betäubten Muth ein, suchte seinen Arm, band ihn an, hielt ihm den Kopf, von dem aus einer starken

ken Wunde das Blut herab floß, und brachte ihn zu den andern beyden, welche Kunstverständige wieder belebten; aber einen Augenblick darauf fiel die Retterin selbst, von den Dünsten betäubt, in Ohnmacht. Man kam ihr zu Hülfe und unterdessen dachte Herr de la Breuille an den vierten Unglücklichen. Ein Tagelöhner entschloß sich, seine Rettung zu versuchen, dem man den Untertheil des Gesichts mit einem in starken Weinessig getauchten Tuch bedeckte. Er stieg hinab, sah aber nichts und wollte sich für alle Schätze der Welt nicht noch einmal hinunter wagen. Die Heldin, Katharina Vassent, rief aber, sobald sie ihrer Sinne wieder mächtig wurde: linker Hand liegt er! und als sie sah, daß sich niemand fand, der den gefährlichen Gang für den Bruder thun wollte, schrie sie: „Soll „denn der vierte allein verlassen bleiben, da wir „drey gerettet haben? Nein! — mein Gott, „welch Glück, wenn ich sie alle viere retten könn„te!“ — Mit diesen Worten sprang sie in die Grube hinab, so eilig, daß sie kaum die Vorsicht brauchte, ein mit Essig beneztes Tuch über das Gesicht zu hängen. Sie fand den Erstickten, hob ihn vermittelst eines Hackens in die Höhe, befestigte das Seil an seinem Arm, ob er gleich schon steif war, und man zog ihn heraus. Allein, da

er

er tiefer hinein gefallen war, als die andern und über zwey Stunden in der vergifteten Luft zugebracht hatte, konnten ihn die Bemühungen der Aerzte und Wundärzte nicht wieder zum Leben bringen. Das heldenmüthige Mädchen genoß nun die selige Empfindung, drey Menschen gerettet zu haben, aus einer Gefahr, die Männer zurückschreckte. Ihre edle That blieb auch nicht unbelohnt. Außer dem Dank der Geretteten, versicherten ihr drey Prälaten der Domkirche, welche eine zur jährlichen Ausstattung einer tugendhaften Waise gemachte Stiftung zu verwalten haben, ein Heyrathgut von vierhundert Livres. Das Capitel fügte zweyhundert Livres hinzu. Der Bischof ließ ihr so gleich hundert Livres einhändigen und versprach ihr vierhundert Livres zur Mitgabe. Die Gemeinde, welche vom Schultheiß und Schöppen zusammen berufen wurde, beschloß einmüthig, die tugendhafte Bürgerin an ihrem Krönungsfest, wozu der dreizehnte April bestimmt wurde, mit einer Schaumünze, mit dem Stadtwappen und einer schicklichen Innschrift, nebst der Bürgerkrone zu zieren, und ihr jetzt hunder Livres und zu ihrer Hochzeit dreyhundert zu schenken, sie zeitlebens von der Soldaten Einquartirung zu befreyen und ihre Steuer auf fünf Sous herabzusetzen. Geistliche und weltliche Einwohner aller Stände über-

 häuften

häuften sie mit Lobsprüchen und Geschenken. Der Herzog von Orleans, zu dessen Appanage Noyon gehört, ließ ihr fünfhundert Livres auszahlen, bewilligte ihr ein Jahrgehalt von zweyhundert Livres und versprach, den Mann zu befördern, den sie wählen würde. Der Prinz beschenkte auch die drey hergestellten Verunglückten und gab der Familie des vierten, der todt geblieben war, dreyhundert Livres. Der König bestimmte dem edeln Mädchen, als ihm ihre That berichtet wurde, vier und zwanzig hundert Livres zum Heyrathgut. Aber den größten Lohn hat ein Herz, das von so hoher Menschenliebe glüht, von sich selbst. Dieses giebt der Sackträgerstochter mit den edelsten Prinzen und Prinzessinnen gleichen Werth.

Nahe an **Weil**, einem Grenzort des Baadischen Oberamts **Rötteln**, fließt ein starker Strom, die Wiese genannt, welcher bey nasser Witterung gefährlich anschwillt. Nur ein schmaler Steg ist darüber, für Fußgänger, höchstens für sichere Reitpferde. Fuhren müssen durch den Strom und können es bey niederm Wasser ohne Gefahr. Kürzlich fuhr ein fremder Knabe durch. Da kam der Adlerwirth des Dorfs, **Jacob Vogelbach**, und faßte den Entschluß, den Knaben

zu retten, oder zu sterben. Der Wagen stürzte um; das Wasser riß die Pferde fort und der Knabe glitschte in den Strom. Schnell warf sich sein Retter in den Strom, drang vorwärts, brachte ihn siegend ans Land und auch das übrige ward gerettet. Nach vierzehn Tagen that er diese Handlung noch einmal mit gleicher Gefahr, aber auch mit gleichem Glück.

Der Markgraf von Baaden ließ ihn so gleich mit vierzig Gulden beschenken und mit einer Schaumünze, auf der eine Bürgerkrone *) mit der Innschrift geprägt ist: „Dem Adlerwirth „Vogelbach von Weil, für die Rettung eines „jungen Bürgers aus dem Waisenhause 1788.“

*) Wer bey den alten Römern einem Bürger das Leben im Krieg rettete, erhielt zum Lohn eine Bürgerkrone. Sie war blos ein aus Eichenlaub geflochtener Kranz, hatte aber einen hohen Werth, weil sie nicht durch Geburt oder Vermögen, sondern blos durch die That selbst erlangt werden konnte. Auch geschah die Ertheilung derselben mit Feyerlichkeiten. Der Feldherr erklärte den Retter öffentlich des Kranzes würdig, und der Gerettete überreichte ihm denselben und mußte ihm nun für seine übrige Lebenszeit Kindespflicht leisten.
Deutsche Zeitung 1785 S. 128.

Diese Denkmünze darf er an einem Band im Knopfloch tragen.

Ich zweifle, ob die Tugend sich gerne öffentlich zur Schau stellt und nicht lieber ihren Lohn von dem erwartet, der ins Verborgene sieht; aber doch muß ich es anführen, daß in unsern Zeiten öffentliche Feste zu ihrer Belohnung angeordnet worden sind, — immer ein Beweis mehr, daß sie geschätzt wird. Unter andern dergleichen schönen Stiftungen verdient die von Herrn **Moussü**, Pfarrer zu **Montureuse** und **Plantigny** in Frankreich, bemerkt zu werden. Alle Jahre reicht er eine Medaille von zwölf Livres demjenigen Bauern aus seinen zwey Gemeinden, welcher nach dem Urtheil der Kenner sein Land am besten angebaut hat. Es ist aber, um diesen Preis zu verdienen, nicht genug, recht fleissig, oder geschickt, in der Arbeit gewesen zu seyn; man muß sich nicht weniger durch Rechtschaffenheit auszeichnen, muß ein guter Christ, ein ehrlicher Mann und ein guter Hausvater seyn. Man muß mit seinem Pflug niemals das Feld seines Nachbarn angegriffen haben. Die geringste Unredlichkeit würde auch den besten Arbeiter des Preises berauben. Die Ertheilung dieses Preises ist mit einem kleinen ländlichen Fest begleitet. Der gekrönte Landmann erhält da nebst der Medaille

einen

einen Kranz von Blumen und Kornähren, und er wird bey dem Gastmahl, das der Pfarrer in dieser Absicht giebt, obenangesetzt. Er verbindet sich, alle Sonn- und Feyertage die Medaille zu tragen. Man stellt ihm einen Schein von den Schaumännern und von allen Landwirthen seiner Gemeine zu, welcher ihm das Zeugnis giebt, daß sein Feld am besten angebaut sey erfunden worden und daß er von allen Vorwürfen frey sey. Alle Sonn- und Feyertage des Jahrs, in dem er gekrönt worden ist, speißt er bey dem Pfarrer, was auch dieser übrigens für Gesellschaft haben mag.

Um auch bey den spätesten Nachkommen das Andenken an die Tugend des edeln Herzogs Leopold von Braunschweig zu erhalten, und schon die Jugend für sie warm zu machen, ist ebenfalls ein jährliches Gedächtnisfest gestiftet worden. Er errichtete die Garnisonsschule zu **Frankfurt** an der Oder und befand sich oft unter den Unschuldigen, zu deren Glückseligkeit er den ersten Grund legte. Nachdem nun durch eine Subscription über sechstausend Thaler zusammengebracht wurden, so ist die Einrichtung dergestalt getroffen worden, daß jährlich am Todestag des Stifters der Schule in derselben die Schulkinder öffentlich gespeißt, beschenkt und zum Theil auch, zur Er-

munterung des Fleißes, mit Kleidungsstücken versehen werden. Dieses Fest der Wohlthätigkeit, ganz in dem Geist desjenigen, den man ehren wollte, ist nun bereits zweymal gefeyert worden.

Ein Fräulein **von Hagen** kündigte vor einiger Zeit eine Sammlung von Gedichten an, deren Ertrag zu einem jährlichen **Rosenfeste** gewiedmet seyn, an dem ein tugendhaftes Mädchen gekrönt und ausgesteuert werden sollte.

Dessaus gutes Fürstenpaar hat seinen Unterthanen auch eine solche schöne jährliche Lustbarkeit bereitet. Eine halbe Stunde von dem angenehmen Dorf **Wörliz** liegt der sogenannte **Drehberg**, wo das Grabmal des Fürsten und der Fürstin angelegt ist.*) Hier wird allzeit am vier und zwanzigsten Septembris, als am Geburtstag der Fürstin, das **Hutrennen** gehalten. Die Fürstin läßt an diesem Tage zehn mannbare Bauertöchter nach ländlicher Sitte kleiden. Ihr Putz besteht in einem grünseidenen Rock und Püce-Camisölchen mit rosenfarben Bändern besetzt und ihr Haar ist mit Blumenkränzen geschmückt. Außerdem bekommt jede dieser Mädchen hundert und funfzig Thaler Aussteuer und darf sich ihren Bräuti-

*) Litteratur und Theater-Zeitung 1780 IV. S. 713 ff.

Bräutigam selbst wählen, vorher aber muß sie von dem Geistlichen und Amtmann des Orts, wo sie her ist, ein Zeugnis ihres Wohlverhaltens aufweisen. Wenn die Mädchen gekleidet sind, so begiebt sich der Hof nebst den anwesenden Fremden in die Wörlizer Kirche, wo eine schickliche Predigt gehalten, den Landleuten die Güte ihrer Herrschaft vorgestellt wird und worinn sie ermahnt werden, durch treue Liebe und Erkenntlichkeit sich der Gnade derselben fernerhin würdig zu machen. Nach geendigter Predigt verfügt sich der Hof nach dem Drehberg, und wenn er daselbst gefrühstückt hat, so nimmt das Wettrennen der Bauerknechte zu Pferd seinen Anfang. Jedes Dorf rennt für sich, und derjenige, welcher zuerst am bestimmten Ziel ist, bekommt dafür einen mit einer goldnen oder silbernen Tresse eingefaßten Hut. Eben so laufen die jungen Bursche um den nemlichen Preis. Den Beschluß machen die jungen Bauermädchen, wovon diejenige, welche zuerst das Ziel erreicht, einige Ellen Seidenzeug; die ihr zunächst ein seiden Tuch erhält. In besondern Abtheilungen um den Drehberg herum, erhalten sodann diese frölichen Landleute Speis und Trank. Der Fürst speißt unter einem großen Zelte, welches noch vom Entsaz der Stadt Wien im Jahr 1683 herstammen soll; die Fürstin hingegen

gegen in dem Sallon des Dreybergs. In einer Menge anderer Zelten können die Zuschauer für Geld auch Erfrischungen erhalten. Abends sind alle Gänge und Alleen illuminirt, der Hof speißt im Sallon und jede Dorfschaft vergnügt sich bey muntern Tänzen.

IV.

Wenn man die ältere Geschichte der Deutschen betrachtet, so zeigt sich, daß der Zustand des ehmaligen Bauern, gegen dem des heutigen, auffallend verschieden ist. In den ältesten Zeiten schon drückte sie die Last der Frohnen und Herrendienste. Sie und ihre Kinder waren ein Eigenthum des Landbesitzers, welches sie anbauten und sie konnten — so wie Grund und Boden — verkauft, verschenkt und vertauscht werden. Je mehr Schritte der freye Bewohner Deutschlands zu seiner Verfeinerung that, desto mehr wurde der Bauer gedrückt.*) Drey Tage in der Woche mußte er ordentlicher Weise in der Frohn arbeiten und zur Saat= Erndte= und Herbstzeit sich noch mehr

*) Schmidt Geschichte der Deutschen Iter Band S. 361 ff der Ulmer Ausgabe von 1778.

mehr gefallen lassen. Er war schuldig, nicht allein einen Theil des Saamen-Korns zu den Gütern des Herrn herzugeben, sondern allzeit über den andern Tug für denselben ackern, säen, schneiden, einführen und dergleichen. Hatte der Bauer vollends Vieh von seinem Herrn bekommen, dann mußte er sich gar unbestimmte Frohndienste zu leisten gefallen lassen. So gieng es z. B. denjenigen Bauern, welche den Kirchen gehörten, von andern scheinen die Gesetze gar nichts bestimmt zu haben und es kam wahrscheinlich in Ansehung ihrer blos auf die Menschlichkeit und den guten oder schlechten Willen ihrer Herren an. Das weibliche Geschlecht mußte für die Herren den damals schon häufig gebauten Hanf und Flachs verarbeiten, und nachdem die Nation ihre Art zu wohnen verbesserte, wurde das Schicksal der Bauern noch härter, denn sie mußten Kalk brennen, Steine hauen und andere Baumaterialien herbey schaffen. Damit es die Herren nicht gar zu arg machten, wurde bestimmt, daß ein Bauer nicht gehalten seyn solle, weiter als funfzig Meilen mit einem Karren um Kalk zu fahren. Da der Adel damals sich auf den höchsten und fast unzugänglichen Bergen anzubauen gewohnt war, so läßt es sich denken, welch' eine entsetzliche Mühe es die armen Bauern gekostet haben mag, alle Bau-

materialien bis auf diese erstaunlichen Höhen hinauf zu schaffen.

Noch weit schrecklicher wurden — und werden noch jetzt die Negersklaven behandelt, die von Engländern, Spaniern, Holländern, Dänen und Franzosen zu Tausenden in Afrika gekauft und in jenes große Zuchthaus — nach Amerika — geschleppt werden, um daselbst für die europäischen Tyrannen Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indigo und andere Waaren, mit bitterm Schweis, mit den schwersten und schmerzhaftesten Duldungen und unter den abscheulichsten Mißhandlungen zu bauen. Mit Schauer liest jedes empfindsame Menschenherz die Berichte der Reisebeschreiber, wie die armen Schwarzen behandelt werden. Nur allein auf der Insel **Barbados** sind innerhalb sechzehn Jahren sechzigtausend gestorben, oder deutscher zu reden: durch Tyranney zu Grunde gerichtet worden. Man bekümmert sich weder um ihre körperliche Gesundheit, noch um ihre sittliche Bildung, Aufklärung und Erziehung, sondern man will nur, daß sie vieles Geld dem Herrn verdienen sollen. Ihre Schlafkammern sind ungesunde Winkel, und mit Anbruch des Tages werden sie, wie das Vieh, mit der Peitsche

zur Arbeit getrieben. Daher kommt es auch, daß viele Tausende aus Verzweiflung sich umbringen. Viele Negerinnen machen selber, daß ihre Geburten unglücklich sind, um ihre Leibesfrucht künftig nicht ähnlichen Peinigungen Preis zu geben. Beym Auspressen des Zuckerrohrs liegt in der Mühle ein bloßes Schwerd. Wird nun etwa ein Finger, oder die Hand eines Sklaven ergriffen, so muß ein anderer Sklave ihm gleich das Glied abhauen, nur damit er beym Leben erhalten werde. Man denkt gar nicht daran, wie man ihnen Geschäfte erleichtern, oder Gefahren abwenden könnte. Bey dem geringsten Versehen werden sie mit der dicken holzartigen Haut des Nashorns, woraus man Stöcke schneidet, gepeitscht, oder man nimmt einen ganzen Büschel von den jüngsten Zweigen der spanischen Röhre und haut sie damit blutrünstig. In Martinique haben die Franzosen vier Pfähle zu dem Ende in die Erde zusammen geschlagen, und derjenige Sklave, welcher gezüchtigt werden soll, muß sich in dieser Maschine jämmerlich zerfleischen lassen. Wird auch einer zu Tod geprügelt, oder von seinem Herrn umgebracht, so kümmert sich kein Mensch darum.*)

*) Sander, über die Vorsehung IIter Theil.

Ich könnte noch mehr, als dies, von den Grausamkeiten erzählen, die gegen die armen Negern ausgeübt werden, aber schon dies wenige mag genug seyn, um sich eine Vorstellung davon machen zu können, und abermals den Gedanken zu wecken, daß es mit unserm Geschlecht besser werde. Wir sind lebende Zeugen davon, daß in manchen Ländern wohlthätige Fürsten die Leibeigenschaft aufgehoben und harte Frohndienste, die den armen Landmann fast zur Erde gedrückt, erlassen haben, und daß nun so mancher Bauer, wie dort in **Vossens** Idylle, aufjubelt:

„Zerbrochen ist des Frohnes Joch,
„Juheissa! wird sind frey!"

Durch ein Rescript vom 23 Julii 1783 hat der Markgraf von **Baaden** in seinen gesammten Ländern die Leibeigenschaft aufgehoben, auch seine Unterthanen von allen Abgaben bey dem Ueberzug von einem Amtsbezirk, auch einem Landesantheil in den andern, die seit Jahrhunderten hergebracht waren, völlig befreyt. Das ganze Land war voll Danks gegen den guten Fürsten. Unter anderm reißten acht Bauern nach **Frankfurt am Mayn**, zu dem dasigen geschickten Sattlermeister **Wagner** und verlangten Kutschen zum Kauf zu sehen. Er zeigte ihnen verschiedene, aber alle waren ihnen

nicht

nicht gut und prächtig genug. Endlich einen Wagen, von dem er sagte, daß er ihn nicht unter vierhundert Stück Louis'or erlassen könnte. „O, wenn er uns schön genug dünkt, antworteten die Bauern, so darf er auch mehr kosten." — Darauf erfuhr Wagner, daß sie Abgeordnete einer Gemeine aus dem Baadischen wären, die ihrem Herrn, für die vielen Wohlthaten, welche er ihnen erwiese, einigermaßen ihre Erkenntlichkeit bezeugen wollte. Der Kauf ward geschlossen und Wagner damit so wohl zufrieden, daß er die Bauern in den vornehmsten Gasthof zu Frankfurt, in das rothe Haus, führte und sie wie Standespersonen traktiren ließ.

Schon jezt ist der Bauer in Dännemark größtentheils von der Leibeigenschaft befreyt worden und man hat Ursache zu hoffen, daß Freyheit bald ein Gut für alle werde, da die größten und angesehensten Guthsbesitzer in Ertheilung derselben immer mit gutem Beyspiel vorangehen.

Auch der Kaiser hat hie und da in seinen Ländern die drückende Leibeigenschaft aufgehoben, und andere Herren, wo es noch nicht geschehen ist, halten wenigstens ihre Bauern menschlicher.

Auch die armen Negern dürfen einer bessern Behandlung hofnungsvoll entgegen sehen. England, das selber die Freiheit, als das Element des Menschen betrachtet, hat sich nach den neusten Nachrichten ihrer erbarmt *), und kürzlich folgende Gesetze ihretwegen gegeben. 1) Jedem Herrn eines Sklaven ist verboten, denselben wegzujagen, wenn er durch Alter oder Krankheit unfähig wird, ihm weitere Dienste zu leisten. Er soll vielmehr für seinen Unterhalt sorgen und jedesmal, wenn er gegen dies Gesetz handelt, in eine Strafe von zehn Pfund Sterling verfallen seyn. 2) Jeder, der seinen Sklaven an Gliedern verstümmelt, soll eine Geldstrafe, die sich nicht über hundert Pfund Sterling erstreckt, erlegen, und mit zwölfmonatlichem Gefängnis belegt werden. Ist der dem Sklaven zugefügte Schaden einigermaßen grausam, so soll derselbe die Freyheit erhalten. 3) Jeder, der muthwilliger oder grausamer Weise einen Sklaven tödtet, soll wieder mit dem Tod bestraft werden. 4) Wer einen Sklaven, der ihm nicht zugehört, oder ihm nicht anvertraut ist,

peitsch,

*) Wenn ich nicht irre, sind auch in Spanien schon Schritte geschehen, diesen bedauernswürdigen Menschen ihre Lage erträglicher zu machen.

peitscht, Beulen schlägt, verwundet, oder einsperrt, der soll zu einer Geld- und Gefängnisstrafe verdammt seyn. 5) Jedes Kirchspiel soll mit einer Taxe belegt werden, um eine Summe Geldes aufzubringen, aus der die Negersklaven, die keinen eigentlichen Herrn haben, und durch Krankheit oder Alter zur Arbeit unfähig geworden sind, ernährt werden sollen.

Wer freut sich nicht über diese der Menschheit Ehre bringenden Gesetze und wird auch dadurch in seinem Herzen überzeugt von der Wahrheit, daß es besser mit uns werde!

Friedrich der Große hat es nach seiner Weisheit eingesehen, wie ungerecht das sogenannte Strandrecht sey, und daher unter dem 25 Julii 1783 verordnet, daß nicht nur die Bewohner der Küsten, an denen ein Schif das Unglük hat zu stranden, dem verunglükten Schif schleunig zu Hülfe kommen und allen ersinnlichen Beistand leisten, sondern auch von den darauf befindlichen Waaren, so viel als nur immer möglich, retten sollen, ohne sich davon das geringste zuzueignen. All und jede Waaren und Güter sollen dem verunglükten Schiffer gelassen und nichts davon genommen werden. Auch sollen die Leute, für ihre Hülfleistungen keinen übertriebenen Lohn for-

dern, sondern mit einer billig mäßigen Bezahlung zufrieden seyn.

V.

Wer hat nicht von der Liebe zum Trunk unter den alten Deutschen einmal gehört? — Auch im mittlern Zeitalter herrschte nicht nur diese Untugend, sondern die ausgelassenste Fresserey, wovon ich nur folgendes zur Probe anführe. Bey Ausrüstung einer gräflichen Kindtaufe im Jahr 1591 wurden zwölf Kühe, zehn Rinder, drey und dreyßig Hämmel, zwey und zwanzig Schweine, siebenhundert und achtzig Hüner, sechs Malter Roggen, hundert Klaftern Holz, sechzehn Fuder Heu, dreyssig Malter Hafer, zwanzig Fuder Bier und Breihan, zwölf Ohm Wein u. s. w. dazu angeschaft. — In der Stadt Neustadt in Hollstein, wurden bei Gelegenheit des Besuchs Herzog Christians, nebst seiner Gemahlin, folgende Ausgaben gemacht: Für die Herzogin ein Präsent von hundert Mark, (ohngefähr funfzig Reichsthaler) dem Sekretär fünf Mark; fünf Ochsen kosteten acht und zwanzig Mark, ein Ohm Rheinwein, dreizehn Mark, für Zucker, zwey Mark, ein Tonne Butter, fünf Mark, sechs und

und dreißig Lämmer und Hämmel, zwey und zwanzig Mark, sechs Schweine, neun Mark, vier Spekseiten und ein Schinken, fünf Mark, vier Lasten Hafer acht und sechzig Mark. — Wenn, vor noch nicht gar zu langer Zeit, der junge Adel in Schwaben zu einem Kränzchen zusammen kam, dabey Rheinwein und Burgunder ihre Wirkung gethan hatten, dann wurde gewöhnlich ein Wettschiessen beliebt. Jeder von der Gesellschaft mußte eine Kugel in seine Pistole laden, der Lauf derselben wurde bis oben mit Burgunder gefüllt, der Hahn gespannt, der Wein (indem man den Finger an die Druckzunge des Gewehrs gelegt hatte) ausgeschlürft und dann die Pistole auf ein Ziel abgeschossen. Dies wurde so lange wiederholt, bis ein ohnmächtiger Rausch die Freude endigte.

Schon in ältern Zeiten sind gegen das unmäßige Fressen und Saufen, auch die übertriebene Kleiderpracht Gesetze gegeben worden, und um zu zeigen, daß wir auch in dieser Rüksicht nicht zurück gegangen sind, führ ich nur ein paar fürstliche Verordnungen an. Unter dem zweyten Junii 1785 hat der Markgraf von Anspach eine Verordnung an seine Dienerschaft ergehen lassen, kraft welcher diejenigen, welche mit ihren Weibern und Kindern viel Staat machen, Gesellschaften hal-

 ten

ten und schmausen, oder die in Wirthshäusern für sich allein wohlleben, während daß Frau und Kinder zu Hause vielleicht Noth leiden, sich zur wohlverdienten Strafe keines Gnadengehalts, noch anderer Versorgung für ihre Wittwen und Waisen zu erfreuen haben werden, wenn sie zulezt in Armuth gerathen.

Der regierende Fürst zu Oettingen-Spielberg, Johann Aloys II hat in eben demselben Jahr allen unnöthigen Aufwand bey Eheversprechungen, Hochzeiten, Kindtaufen, Gevatterschaften, Beerdigungen und der Trauer untersagt, damit sich seine Unterthanen nicht durch übertriebenes Wohlleben und unnöthiges Grosthun zu Grunde richten möchten.

Eine ähnliche Verordnung hat im Jahr 1779 der preiswürdige Herzog von Sachsen-Gotha ergehen lassen.

Ueberhaupt brandmarkt, nach unsrer gegenwärtigen Denkungsart der Säufer, unmäßige Fresser und Wollüstling sich selber und die allgemeine Stimme ist gegen ihn. Die größten Monarchen geben selbst das erste Beyspiel von vernünftiger Sparsamkeit, von einer mäßig besetzten Tafel und Verabscheuung der Unmäßigkeit und

doch ist dieser Luxus noch dasjenige, in dessen Verbannung wir noch sehr zurück sind, denn er ist — blos verändert — leider noch da, und es wird lange halten, bis wir auch da Besserung sehen.

VI.

Daß die Art Wissenschaften zu treiben in unsern Tagen sehr verbessert geworden sey, hab ich schon oben einigermaßen erinnert. Es ist aber der Mühe werth, etwas näher zu betrachten, worinn wir eigentlich Fortschritte gemacht haben. Das pedantische und mönchische, das in ehmaligen Zeiten unter den deutschen Gelehrten herrschte, und das eine der vorzüglichsten Ursachen war, daß unsre Litteratur ehmals so wenigen Eingang bey den Großen unsers Vaterlandes fand, ist nun größtentheils ausgefegt. Man sucht die Schätze der Weisheit und Erkenntnis nicht mehr blos in die Studierstuben und die akademischen Säle zu begraben, sondern sie so viel möglich gemeinnützig zu machen. Man müßte sehr unwissend seyn, wenn man nicht wissen sollte, um wie viel mehr in unsern Tagen zum Nutzen der Jugend und für die Aufklärung des Volks gearbeitet wird, welches leztere man ehmals bey den tiefge-

lehrt scheinenden Untersuchungen gänzlich vernachlässigt hat. Wenn es aber wahr ist, daß es ganz allein von richtigen Begriffen abhängt, daß der Mensch auch richtig handelt, so wird niemand an der so oft aufgeworfenen Frage mehr zweifeln, ob es auch wohl gethan sey, das Volk aufzuklären. Man ist überzeugt geworden, wie wenig leere Speculationen Nutzen bringen, und ist ziemlich davon zurückgekommen. Wenn man die ehmaligen Preisfragen der Akademien gegen die jetzigen hält, so muß man sich freuen, des allgemeinen Bestrebens, sie auf Gegenstände zu richten, welche für das menschliche Leben so wichtig sind. Wer wird z. E. nicht folgende mit Recht dafür halten: Ueber die Mittel den kranken Verstand eines Kindes zu verbessern. — Ueber die Hindernisse des Selbstdenkens in Deutschland. — Ueber die Schädlichkeit der Schnürbrüste. — Ueber die Ursachen, warum der Zeugungstriebs so früh erwacht. — Ueber die Schädlichkeit der Befriedigung des Zeugungstriebs außer der Ehe. — Ueber die vorzüglichsten Mängel der geistlichen Staaten und die Mittel, denselben abzuhelfen, und andere mehr.

So viel die Deutschen bereits in vorigen Jahrhunderten gethan hatten, um die Gelehrsamkeit der Griechen und Römer zu benutzen, so kamen

sie doch im jetzigen auch hierinne weiter.*) Sie lernten durch die Schriften der Alten Verstand, Wiz und Scharfsinn zu nähren, studirten sie nicht mehr, wie ehmals, blos um Latein und Griechisch zu lernen, sondern um sich den Geist und die Weisheit jener Schriftsteller immer mehr eigen zu machen, und selbst ihre eigene Sprache dadurch zu bereichern. Durch diese Beschäftigung gewann auch die Geschichswissenschaft. Von den ältesten Zeiten her ist zwar auch in Deutschland in diesem Fach gearbeitet worden, aber meistens lieferte man nur Materialien und wenig eigentliche Geschichte, allein es mußte seyn und nothwendig vorangehen, ehe man an eine bessere und pragmatische Art, sie zu bearbeiten, denken konnte. Jene Weise forderte eine gewaltige Unverdrossenheit und einen eisernen Fleis, der nicht jedermanns Sache ist, daher mag es auch gekommen seyn, daß man im mittlern Zeitalter die Geschichte für ein Werk langsamer Köpfe ausgeschrieen hat. Späterhin entstunden mehr Liebhaber der Geschichte; allein was war sie dennoch? — Langweilige und umständliche Beschreibung von Zügen und Schlachten, bis zum Ekel weitläufige Regenten-Historie, Legenden, Mährchen und das

 alles

*) Schröckhs Weltgeschichte für Kinder 3ter Band S. 443 ff.

alles größtentheils in einem barbarischen Latein vorgetragen, — daran mußte man sich gnügen lassen. Dem Gang der Begebenheiten nachzuspähen, Ursachen und Folgen derselben aufzusuchen, nüzliche Anwendung fürs gemeine Leben zu lernen, — daran war ganz und gar nicht zu denken. Es ist begreiflich, daß das schwerfällige Gewand, in das man die heitre Gesichts-Muse hüllte, ihr wenig Liebhaber verschaffen konnte. Immer noch machte sie die pedantische Mine des Stubengelehrten und weder der gemeine Mann, noch der Mann von höherer Cultur, konnte an ihrer trockenen, und von ermüdender Weitläufigkeit begleiteten Unterhaltung Geschmack finden, weil das Herz und der Geist dabey keine Nahrung bekam. Als man aber in Deutschland mit der englischen Litteratur bekannter wurde, die zwischen der ehmaligen Schwerfälligkeit der Deutschen und der Leichtigkeit der Franzosen den glücklichen Mittelweg einschlug; als man den tiefdenkenden Hume, den populären Robertson und andre kennen lernte, da nahm die Geschichte einen bessern Ton an, wodurch dann diese jedem vernünftigen Mann so nüzliche und nothwendige Wissenschaft besser empor kam.

Wir haben gegenwärtig Geschichtschreiber, einen Schlözer, Gatterer, Schröckh, Müller,

ler, Spittler u. s. w. die wir den besten Ausländern getrost an die Seite setzen dürfen, und wem es Ernst ist, Lebensweisheit aus ihren Schriften zu lernen, wird sich gewiß nicht vergebens darnach umsehen.

Auch die Betrachtung der Natur und die Anwendung der Kräfte derselben, hat in unsern Zeiten sehr beträchtlichen Fortgang gehabt, und welches Studium kann mehr Reiz für den Erdbürger haben, als dieses? — Sprache und Dichtkunst sind zu einer Höhe getrieben worden, auf der sie niemals stunden. — Auch dies zeugt von Besserwerden. Es leuchtet nemlich aus allem der Plan der Vorsehung hervor, daß das Menschengeschlecht stufenweise an geistigen Vollkommenheiten wachsen soll, und je mehr wir zu diesem Plan mitwirken, desto mehr erfüllen wir unsre Pflichten und zeigen uns als nüzliche Glieder des Ganzen.

Hat wohl in einem Zeitalter die Stimme des Patrioten und Menschenfreunds so laut gegen die Mißbräuche des Staats und der Kirche, gegen Fehler der Regenten und Geistlichen, ertönen dürfen, als im unsrigen? Wir erstaunen, wenn wir in öffentlichen Schriften, z. B. Schlözers Staatsanzeigen, im deutschen Zuschauer,

im Journal von und für Deutschland und andern mehr, den freyen Tadel der Handlungen dieses und jenes Regenten und die bittersten Misbilligungen begangener Staatsfehler lesen. In vorigen Zeiten würde die Hand des Henkers dem Patrioten den Mund gestopft haben, aber nun äußern die ersten Regenten und Staatsmänner ihren Glauben an die Nuzbarkeit der Denk- und Preßfreyheit und manches, das vielleicht zum Schaden eines Landes, oder einzeler Privatpersonen geschehen wäre, unterbleibt, weil jeder den öffentlichen Tadel fürchtet und vor dem langen Arm der Publicität erzittert.

VII.

Noch ein Schritt, der uns Ansprüche auf den Titel eines bessern Zeitalters machen läßt, ist anzuführen. Es war unsern Tagen aufbehalten, ein schreckliches Uebel zu verbannen — die Lotterien. Diese haben bisher, gleich einer Pest, in Städten, Flecken und Dörfern unsers Vaterlandes gewüthet, den Fleis getödtet und der Sparsamkeit unendlich geschadet. Die Habsucht wurde, durch die Vorspieglung eines großen Gewinstes, mit einem kleinen Einsatz, reger; das Geld, welches zu öffent-

lichen Abgaben, zu häuslichen Bedürfnissen, zur Erziehung der Kinder und andern nothwendigen Dingen, verwendet werden sollte, wurde versplittert; wenn der unglückliche Spieler, lange genug von falscher Hofnung getäuscht, nichts mehr hatte, machte er Schulden, verkaufte und versetzte, was noch sein war, wurde zum Bettler oder gar zum Dieb und Mörder, wie nachher in Beyspielen gezeigt werden soll. Zufriedenheit mit seinem Zustand, Arbeitsamkeit, Vertrauen auf Gott, Ueberzeugung, daß man nur durch unausgesetzten Fleis und kluge Sparsamkeit sein Vermögen vergrößern könne, giengen bey einer großen Menge Menschen verloren, und Unruhe, Unzufriedenheit, Geiz, Stöhrung des häuslichen Glücks und tausend andere Uebel nahmen dadurch überhand. Eine Menge Geld gieng aus dem Land, womit viel nüzliches hätte gestiftet werden können, und das so lang, bis endlich mehrere Staaten durch öffentliche Srafgebote den Lotterien ein Ende machte.

Siehe, Leser! an folgenden Geschichten, wie weit die Sucht, durch das Lotto reich zu werden, führen kann, wenn du noch von derselben, troz alles Demonstrirens, wie weit die Wahrscheinlichkeit des Gewinnsts von der Gewißheit zu verlieren, entfernt sey, angesteckt seyn solltest.

Zu

Zu Verviers, im Hochstift Lüttich, lebte noch im Jahr 1785 ein Geistlicher, welcher Caplan an der dasigen Hauptkirche war, Namens Pierlot. Die Begierde nach Reichthum verleitete ihn, im Lotto zu spielen, ob es gleich vom Landesherrn verboten war. Er hatte die Armencasse unter sich, die sich auf funfzehnhundert Reichsthaler belief. Diese verspielte er ganz. Er borgte große Summen, ohne zu wissen, wie er sie wieder bezahlen wollte. Anfangs legte er sich auf Betrug und legte z. B. einmal Feuer an sein Bette, und da die Flamme durch das herbeyeilende Volk bald wieder gelöscht wurde, so sprengte er aus: es sey ihm eine ansehnliche Summe anvertrauten Geldes gestohlen worden. Endlich brachte ihn die Verzweiflung zu dem unmenschlichen Entschluß, einen seiner Freunde, den Herrn Delamotte, umzubringen und zu berauben. Er kam des Morgens um vier Uhr in dessen Wohnung, wo er wohl bekannt war, lockte die Mägde, zwo Schwestern, unter dem Vorwand, ihre Mutter läge am Tode und verlangte sie noch einmal zu sprechen, aus dem Hause, ermordete beyde mit verschiedenen Messerstichen, gieng dann ins Schlafzimmer des Herrn und brachte ihm verschiedene Stiche bey; endlich in das Zimmer eines bey ihm wohnenden Geistlichen, der sein Freund war. Dieser

Dieser war ihm an Stärke überlegen und warf ihn zum Zimmer hinaus: verfolgte ihn aber nicht, aus Furcht, daß er mehrere Helfershelfer bey sich haben möchte, und so entwischte er. Dennoch aber fiel er der Gerechtigkeit in die Hände und bekam den vier und zwanzigsten Februarii 1786 seine wohlverdiente Strafe. Er wurde auf einer Schleife nach dem Gerichtsplaz gebracht, auf dem Wege achtmal mit glühenden Zangen gezwickt, dann auf ein Kreuz gebunden, wo ihm Arme und Beine entzwey geschlagen wurden. Alsdann wurde sein Körper noch lebendig aufs Rad geflochten, wo er nach Verlauf einer Stunde erst vollends erwürgt ward. Vier Tage vorher wurde er seiner priestlichen Würde öffentlich, mit allen dazu gehörigen Gebräuchen, beraubt.

Ueber das Gräflich-Pücklerische Brauhaus zu Burgfarenbach, einem Flecken in Franken, war ein Administrator gesezt. Er hatte eine gute Besoldung und hätte bey einer ordentlichen Haushaltung reich werden können. Allein er wählte zu seinem größten Unglück ein andres Mittel, als dasjenige, welches die Vorsicht ihm gegeben hatte; er sezte ins Lotto. Als er beynahe schon alles verspielt hatte und in die kümmerlichste Lage gesezt war, gewann er auf einmal alles wieder; allein anstatt dem gefährlichen Spiel nun zu

entsagen,

entsagen, setzte er noch größere Summen hinein, in Hofnung, daß das Glück ihm recht günstig seyn werde. Bald hatte er wieder alles verloren und setzte nicht nur von seinem eigenen Vermögen, sondern auch die ihm anvertrauten Gelder ins Lotto, nahm auch von andern Personen auf, ohne zu wissen, wie ers wieder werde bezahlen können. Bald wurden seine Vergehungen entdeckt, er ward abgesetzt, doch nachdem er eine Zeitlang die Folgen seiner Thorheit empfunden hatte, wieder zu einem andern Amt befördert, weil es ihm weder an Verdiensten, noch an Freunden, noch an einem billigen Richter fehlte.

Im Jahr 1785 war ein ganzes Oberamt in Franken durch die Lottoseuche zu Grunde gerichtet. Die Dorfschaften hatten das unsinnige Spiel sogar gemeinschaftlich mit einander getrieben und waren der Lotto-Deputation bereits bis auf hunderttausend Gulden schuldig geblieben, die ihnen zwar von dem Markgrafen von Anspach geschenkt wurden, allein sie waren schon so weit herunter, daß viele Familien Haus und Hof verlassen mußten. In den Fränkischen Städten konnte man Dutzende zählen, die ihr Haus und Hof in der Lotterie verspielt hatten.

Zu Langen = Oelse, einem Kirchdorf des Grafen von Schmettau im Löwenbergischen Kreise des Fürstenthums Jauer in Nieder=Schlesien, war eine gemeine Weberin durch das Lottospielen so herunter gekommen, daß ihr Niemand mehr einen Groschen borgte. Diese bat einen Garnmann aufs dringendste, ihr nur noch ein einzigesmal etwas zu einem Einsatz vorzuschießen, weil ihr eben von einer Nummer geträumt habe, die gewiß herauskommen werde. Der Mann ließ sich bereden und bald bezahlte sie ihn wieder von dem Gewinnst, den sie erhalten haben wollte. In der Folge wurde bekannt, daß sie immer größere Summen gewonnen habe, vorzüglich in einer Lotterie, die sie nicht nennen wollte, weil es verboten war, in fremde zu setzen. Die Frau war nun auf einmal reich, schafte sich schöne Kleider an, ließ ihr Haus verschönern, gieng nicht mehr zu Fuß, sondern fuhr, machte Lustpartien mit ihren Bekannten, ließ ihren Mann nicht mehr arbeiten und machte ansehnliche Pathengeschenke. Einst ermahnte sie ihr Beichtvater zur Sparsamkeit; sie aber gab ihm zur Antwort: es reiche für sie und ihre Kinder hin und wenn sie auch hundert Jahre lebe. Gleichwohl borgte sie unter der Hand große Posten, bezahlte aber wieder, so bald man Mißtrauen gegen sie äußerte und ließ

beym Bezahlen merken, daß sie noch vieles Geld übrig habe. Reitende Boten sollten ihr Nachricht von großen gewonnenen Summen gebracht haben, auf die sie ihre Gläubiger bis Johannistag 1787 vertröstete. An diesem Tag fuhr sie mit ihrem Mann angeblich nach Berlin, von woher sie noch zurückkommen soll. Mit Weinen und Jammern hoften viele Leute auf ihre Wiederkunft, besonders ein Garn-Mann, dem sie funfzehnhundert Reichsthaler schuldig verblieben seyn soll.

Professor E* in Berlin hatte eine schon bejahrte Aufwärterinn, ein sonst nicht unkluges und sittsames Weib, nur etwas unordentlich und von heftigen Leidenschaften war sie. Diese hatte sich dergestalt in das Lotterie-Spiel verliebt, daß sie schon all ihr eigenes Hab und Gut zu dem zauberischen Glücksrad hingetragen hatte; schon viele Schulden gemacht; schon ihre brave Tochter, die bey einer Fräulein von B* dient, ganz an Geld und allen nur möglichst zu entbehrenden Kleidungsstücken entblößt; schon sich an ihres Herrn Geld und Sachen vergriffen und verschiedenes von Kaufleuten auf seinen Namen ausgeholt hatte. Alles gieng zu dem Glücks-Topf, aber weder eine Ambe noch Terne für sie aus demselben. Da sie sich nun in ihrer Hofnung, ohne Mühe reich zu werden,

den, immer getäuscht und die überhandnehmende Unordnung in ihrer Wirthschaft sah, und keinen Ausweg mehr wußte, ermordete sie sich selbst im Jahr 1785 am Morgen früh mit vier Messerstichen. Man fand sie in ihrem Blut, besorgte sie und sie lebte noch über eine Woche; gestand manche von ihr begangene Untreue und starb endlich als ein schreckendes Opfer der Leidenschaft manches Thoren: „ohne Anstrengung der Kräfte und ohne kluge Sparsamkeit reich werden zu wollen." *)

In Erlang ward im Jahr 1786 die Frau eines Bürgers vor Gericht geladen, um daselbst von einer gewissen Waare, die als gestohlenes Gut eines anderwärts eingebrachten Diebs verdächtig war und von ihr in der Stadt zum Verkauf umher getragen worden, Rechenschaft zu geben. Sie hörte kaum von der ergangenen Citation, als sie unsichtbar wurde, und erst acht Tage darauf fand man sie in der Rednitz und zog sie todt heraus. Diese unglückliche war sonst eine arbeitsame und rechtschaffene Frau, und nur seit einigen Jahren ließ sie sich verleiten, ins Lotto erst wenig, dann immer mehr und mehr einzusetzen, um ihren Verlust auf einmal wieder zu bekommen

*) Berlinische Monatschrift 1785 I. S. 483.

kommen. Weil aber ein für sie vortheilhaftes Loos von einer Zeit zur andern ausblieb, und sie nicht mehr nachhalten, geschweige die Schulden, die sie heimlich gemacht hatte, bezahlen konnte; so mußte sie auf eine neue Quelle, woraus sie Geld zum verspielen erhalten könnte, denken, und ließ sich, mit Vernachläßigung ihrer häuslichen Geschäfte, aufs Trödeln ein. Aber auch diese Quelle war nicht ergiebig genug, nur die Collekteurs zu befriedigen. Sie gerieth in Verzweiflung, suchte ihre geheimen Grillen im Brandewein zu ersäufen, verheelte Diebswaaren und sprang wegen Verantwortung dieser und vielleicht noch anderer strafbarer Vergehungen und uneingedenk ihrer unversorgten Kinder, in den Fluß. Die einzige Ursache von der stufenweisen Verirrung dieses Weibes von der Bahn der Rechtschaffenheit bis zur böslichen Verlassung ihrer Kinder und zum Selbstmord, war also — das Lotto.

Erst kürzlich bildete sich ein Pächter, Namens Päpke im Meklenburgischen ein, ein recht großes Loos in der Lüneburger Lotterie zu gewinnen. Er setzte daher einen großen Theil seines eigenen Vermögens ins Glücksrad, und als das nicht mehr zulangen wollte, verfertigte er falsche Obligationen, in Hofnung, wenn er das große Loos gewänne, alles zu bezahlen. Allein das

falsche

falsche Glück wollte nun einmal seine Wünsche nicht erfüllen und aus den Briefen, welche er an die Herzoglich - Meklenburgische Regierung in Schwerin und an seine unglückliche Gattin schrieb scheint es, daß er entweder selbst Hand an sich gelegt, habe, oder als ein von seinem Gewissen gefolterter Verbrecher in der Irre herumlaufe.

Diese und andere Folgen werden künftig aufhören, da folgende Regenten und Staaten diese schädliche Pest vertilgt haben.

Der Fürst von Dessau verbot im Jahr 1784 bey hundert Thalern Strafe, daß keiner seiner Unterthanen sich unterstehen soll, Lotterie - Loose zu verbreiten, oder für dieselben zu sammeln, und versagte denenjenigen sein Mitleid und seine Hülfe, wenn sie in Noth kämen, die von auswärts sich selbst Loose kommen ließen.

In eben diesem Jahr verbot der Kurfürst von Cölln das Colligiren für die Lotto's bey hundert und das Einsetzen bey funfzig Gulden Strafe.

Die nemliche Summe setzte im Jahr 1784 der Herzog von Sachsen - Meiningen als Strafe für Collecteurs und Spieler. Schon früher hat der Fürst von Schwarzburg das Einsetzen und

Colligiren zur Zahlen; auch gewissermaßen zur Klassen-Lotterie bey nachdrücklicher Strafe untersagt.

Der regierende Graf von Schönburg, in dessen Landen weder das Beyspiel mehrerer durch das Lotto verarmter Personen, noch die Scham, sich mit offenen Augen betrügen zu lassen, abschreckte, hat es endlich, kraft seiner Landesherrlichen Macht, 1785 aufs schärfste verboten.

Unter dem zwölften Septembris 1785 untersagte der Magistrat der Reichsstadt Hamburg das Lottospiel durch ein öffentliches Mandat. Wer künftig sein Zimmer zu Collekten hergiebt, zahlt funfzig Thaler Strafe, welche bey wiederholter Betrettung verdoppelt wird. Die Spieler selbst sollen zu keinem Amt in der Stadt gelangen und wenn sie schon angestellt sind, cassirt werden. Bediente und Mägde, die sichs gelüsten lassen, werden außer Dienst gejagt und ihr halbjähriger Lohn gehört den Armen. Falliten, von denen bekannt wird, daß sie sich durchs Lotto ruinirt haben, werden als vorsetzliche Betrüger behandelt. Arme, die so thöricht sind, die Wohlthaten, die sie empfangen haben, ins Glücksrad zu werfen, werden aus den Armen-Listen ausgestrichen und bey Gerichten wird keine Klage in Lotto-Sachen angenommen.

Im Monat September ist die Lotterie zu Anspach zum letztenmal gezogen worden und ins künftige sind alle Lotterien im Anspachischen und Bayreutischen völlig verboten. Ein gleiches geschah zu Wirzburg, Braunschweig und Marburg. Das beym Lotto vorräthige Kapital hat der Markgraf von Anspach auf eine sehr nützliche Weise verwendet; fünf und zwanzig tausend Gulden zur Universität Erlang, fünftausend Gulden zu ihrer Bibliothek und den Ueberrest zur Errichtung eines Schulmeister-Seminariums.

Der Kurfürst von Trier hat schon im Jahr 1783 das bis dahin in Coblenz bestandene Lotto, aus väterlicher Sorgfalt für seine Unterthanen, aufgehoben, und dadurch das Land von einer Seuche befreyt, welche den Ruin von mehrern Familien befördert hat.

Durch eine Verordnung vom neunten Decembris 1785 hat der Landgraf von Hessen-Cassel nicht nur allein die beyden im Land gewesenen Lotterien vertilgt, sondern auch das Einsetzen und Colligiren zu auswärtigen, bey unnachläßiger Geld-Leibes- oder nach Befinden der Umstände Zuchthaus- oder Eisenstrafe verboten.

Im Hildesheimischen erschien eine Verordnung den ein und zwanzigsten Februarii 1786,

 kraft

kraft welcher alle auswärtige Zahlen- und Klassen-Lotterien, (im Lande selbst sind keine) ohne Ausnahme verboten werden. Alles Colligiren für Zahlenlottos, Hausiren und Austheilen der Billette, Plane, Ziehungslisten, Lottocalender, Avertissements und überhaupt, das ganze Lotterie-Gewerbe, ist zum erstenmal bey funfzig Reichsthalern Strafe und Confiscation der Einsätze untersagt. Im zweyten Betrettungsfall wird die Strafe verdoppelt und zum drittenmal in Gefängnis- und Leibesstrafe verwandelt. Wer zum Einsetzen Gelegenheit giebt, oder Collekteurs beherbergt, leidet die nemliche Strafe. Klagen in Lotto-Sachen werden nicht angenommen. Herrschaften dürfen ihre spielende Dienstboten, außer der gewöhnlichen Entlassungszeit wegschicken und die Strafe, so weit sie reicht, von dem rückständigen Lohn innebehalten. Auch Dienste werden den Lottospielern versagt, und schon in Aemtern stehende sollen suspendirt, oder nach Befinden gar abgesetzt werden.

Der Magistrat der Stadt Nordhausen hat durch eine Verordnung vom drey und zwanzigsten Junii 1786 das Einsetzen und Colligiren bey hundert Reichsthalern Strafe untersagt.

Die-

Diesen löblichen Beyspielen folgte auch im Jahr 1787 den sieben und zwanzigsten August die Reichsstadt **Ulm**. Weder Bürger noch Unterthanen dürfen künftig, bey funfzig Gulden Strafe, in ein Lotto setzen. Wer das Geld nicht erlegen kann, muß es im Zucht- oder Arbeitshaus abverdienen.

Zu so vielen Wohlthaten, welche König Friedrich Wilhelm II seinen Unterthanen bereits bey seiner kurzen Regierung erzeigt hat, gehört auch diese, daß er das Lotto abschafte.

Eine sehr merkwürdige Verordnung gegen diese Pest der Staaten haben die hohen Stände des fränkischen Kreises unterm achtzehnten December 1787 erlassen, welche ein glänzendes Denkmal ihres Patriotismus und ein redender Beweis bleibt, daß auch sie zur Verbesserung des Menschengeschlechts das Ihrige rühmlich beygetragen haben.*)

Noch gehören hieher die Gesetze aus dem Wirtembergischen vom neunzehnten April 1779, — Fulda vom dreyßigsten Junii 1780 und ach-

 ten

*) Sie verdient nachgelesen zu werden in der Deutschen Zeitung 1788 erstes Quartal, Seite 57 f.

ten Julii 1783. — Frankfurt am Mayn, am Schluß des Jahrs 1780 und Löwenstein-Wertheim 1781 welche alle die Lotterien vollkommen verboten haben.

Auch der würdigen Privatpersonen verdient erwähnt zu werden, welche so sehr gegen das Lotto geeifert und selbiges mit all seinen schädlichen Folgen dargestellt haben. Der seelige Professor Sander that es im zweyten Theil seines Buchs über die Vorsehung; Herr Geheime Justizrath Pütter im Göttingischen Magazin der Wissenschaften 1 Jahrgang 3 Stück; Herr Prediger May in Eberstadt durch seine „Predigt wider „die Lottosucht und ihre verwüstende Folgen beym „Landvolk, gehalten am Sonntag Lätare 1780 über „die Worte Joh. 6. v. 12. Sammelt die übrigen „Brocken" gedruckt zu Darmstadt; Herr Prediger Göz zu Cassel, der ebenfalls von der Kanzel dagegen sprach; Herr von Bibra durch das Journal von und für Deutschland; Herr Becker durch die deutsche Zeitung und andere mehr, welche Gott und das schöne Bewußtseyn, Gutes gethan zu haben, belohnen mögen.

VIII.

Beschluß.

Ich sehe mannigfaltigen Einwendungen über die Beantwortung des zu dieser Schrift gewählten Gegenstandes entgegen, denn es giebt immer Menschen genug, die entweder aus Unwissenheit, aus vorgefaßten Meynungen, aus hypochondrischer Laune u. s. w. das Gute unsrer Tage verkennen und geneigter sind, vorzugeben: daß wir uns mehr verschlimmern, als daß wir uns bessern. Ich gestehe es, sie können mir gegen die Proben von Aufklärung u. s. w. sehr viele dagegen von Aberglauben und Schwärmerey anführen, Beyspiele von Wiedersezlichkeit, bessere Einrichtungen in Kirchen und Schulen anzunehmen; von Pfaffen-Dummheiten, Verfolgungen, Machinationen, Teufelsbeschwörungen, Seligsprechungen, Zweykämpfen, Unduldsamkeit, Volksplackereyen, Inquisitionen, Ungerechtigkeiten, Selbstmorden, Unmenschlichkeiten, Betrügern, Mordthaten und andern Uebeln, welche noch in unsern Tagen im Schwang gehen. Wer hat die Auftritte in Baiern schon vergessen, die mit Zaupser, Milbiller, Gräz, Weishaupt den Freymaurern und Illuminaten, vorgegangen sind? Wer weiß nicht von den Besorgnissen, die man von so vielen Orten her

wegen des Wiederauflebens der Jesuiten äußert? Ist die Geschichte des Bettlers Laben und Franz Savard, die man heilig gesprochen hat, auch Probe vom Besserwerden? Sind nicht in Seestädten noch jetzt Seelenverkäufer geschützt? Haben nicht viele Stimmen sich gegen die englischen Gesetze, wegen besserer Behandlung der Sklaven, erhoben? Ist Unduldsamkeit schon ganz vertilgt? — Wandelt nicht Cagliostro noch frey herum, findet er nicht Anhänger und Vertheidiger? Ist nicht der Luxus jetzt mehr, als sonst, Ruin der Familien, Ursache der überhandnehmenden Ehelosigkeit und manches Betrugs? — — Auch ich weiß diese Thatsachen und sie haben oft den mir so süssen Gedanken, daß es mit dem menschlichen Geschlecht mehr besser, als schlimmer werde, ersticken wollen. Aber dennoch konnten sie ihn in meiner Seele nie vertilgen, wenn ich wieder auf der andern Seite die fast allgemeine und bittere Mißbilligung unedler Thaten bemerkte, wenn ich sah das ernstliche Bestreben so vieler Guten in allen Ländern, gegen Aberglauben, Dummheit, Schwärmerey, Unduldsamkeit und Ungerechtigkeit, mit Aufopferung ihrer eigenen Ruhe, Kriege zu führen; das schöne Bündnis zur Verbreitung der Tugend und Sittlichkeit, dessen Tempel — leider — nun in seinen Ruinen dasteht und die Standhaftigkeit derer, die

es schlossen, bey allen Verfolgungen;*) — die allgemeine Thätigkeit, gute Handlungen hervorzuziehen und zu belohnen. Ich weiß ferner, daß in jedem Zeitalter Licht mit der Finsterniß, Bosheit mit Edelmuth, Trug mit Geradheit, gerungen haben, aber das muß so seyn. Die Folgen des Bösen müssen sichtbar und fühlbar werden, damit das Gute desto liebenswürdiger erscheine. So wie die Wahrheit durch Zweifel und scharfe Untersuchung nie verliert, sondern immer gewinnt; so gewinnt auch jede gute That desto mehr, wenn das schwarze der bösen ihr gegenüber steht. Um des Guten willen läßt die Vorsicht manchmal das Böse zu, damit das Menschengeschlecht an Vollkommenheit wachse.

Sagt man überdem, daß wir besser werden, und ich glaube, daß ich diesen Satz mit mehrern Beyspielen bewiesen habe, so wird damit ja nicht behauptet, daß unser Zeitalter schon alles sey, was es seyn solle. Vom Besserseyn, im Gegensatz mit vorigen Zeiten, ist noch ein großer Schritt, bis zum Vollkommenseyn, das wohl nie irgend ein Zeitalter werden wird. Genug, wenn die Summe

*) Ich meyne den Illuminaten Orden. Zwar gehörte ich noch nicht zu ihm, stund nur an der Schwelle; aber da das System nun gedruckt ist, müßt ich das Gute nicht lieben, wenn ich die Einrichtung nicht bewundern wollte.

me des Guten, das jetzt geschieht, die Summe des Bösen überwiegt, und daß wir hoffen dürfen, da wir so weit gekommen sind, wir werden — so Gott will — noch weiter kommen. Die Allmacht heißt das Saamenkörnchen reifen, das in die Erde gestreut wird, und da es, wie aus allem erhellet, und den aufmerksamen Beobachter deutlich seyn wird, ihr Plan ist, daß das Menschengeschlecht von Zeit zu Zeit vollkommener werde; warum sollte sie den Saamen des Moralisch-Guten, der von so mancher Hand ausgestreut wird, verloren gehen lassen, ohne ihn zur Zeitigung zu bringen?

Möge jeder so viel Kraft anwenden, als ihm die Vorsicht verliehen hat, zur Verbesserung des Ganzen täglich wirksam zu seyn, dann werden wir unsre Bestimmung getreu erfüllen und den Absichten dessen, der uns zu dieser Arbeit auf die Welt gesendet hat, völlig entsprechen. Welch ein Glück, wenn uns inneres Bewußtseyn lohnt, zu dem großen Gebäude allgemeiner Glückseligkeit beygetragen zu haben und wenn einst die Nachwelt unsre Namen jenen ehrenvollen Namen beygesellen darf, deren Besitzer etwas zur Verbesserung des menschlichen Geschlechts gearbeitet haben.

IX.

Blumen

auf

Herzog Leopolds Grab.

Blumen
auf
Herzog Leopolds
Grab.

Es hat nicht leicht eine Begebenheit so großen und allgemeinen Einfluß gehabt, als der Tod des Herzogs Maximilian Julius Leopold von Braunschweig. So lange der edle Prinz lebte, kannte ihn das Publikum bey weitem nicht so, wie es ihn nachher kennen lernte, theils weil er viele seiner schönen Thaten im Stillen, nur von Gott gesehen, verrichtete, theils aber, weil diejenigen, die um ihn waren, wohl wußten, daß sie durch öffentliche Verkündigung derselben seiner liebenswürdigen Bescheidenheit zu nahe getreten seyn würden. Nach seinem Tod erzählte man in periodischen und andern Schriften manche rührende und schöne Anekdoten, die ihn der Welt immer werther und ihr sein frühes Hinscheiden empfindlicher machten. Was ich davon bey Handen habe, will ich ausziehen, sammeln und dieser Schrift beylegen, die so viele der Menschheit würdige Handlungen in sich faßt. Ich nütze dabey folgende Quellen.

1) Herzog Leopold zu Braunscheig, der Menschenfreund, ein Schattenriß, versucht von M. Nathanael Friedrich From. 8. Berlin, 1785.

2) Berlinische Monatsschrift 1785. u. s. w.

3) Feddersen Leben und Ende guter Menschen 5ter Theil.

4) Deutsche Zeitung. 1785. u. s. w.

5) Denkmal Herzog Maximilian Julius Leopold von Braunschweig. Nebst einer Nachricht von der zu seinem Andenken für die Garnisonschule zu Frankfurt an der Oder von einer Gesellschaft veranstalteten Stiftung. 4. Berlin. 1787.

[1.]

Der Prinz genoß in seiner Jugend den vortreflichsten Unterricht in der Religion, von dem ehrenvollen Greise Herrn Viecepräsident Jerusalem. Gegen diesen bezeugte er mehrmals: „daß er von der Wahrheit der christlichen Religion gewiß überzeugt sey, daß er sie für das größte Geschenk Gottes, für das größte Gut der Menschheit achte, und daß er sie für alles in der Welt nicht hingeben wollte.“ — Einen andern versichert er: „Er würde das Christenthum hochschätzen, wenn es auch

auch nicht solche Gründe für seine Wahrheit hätte, weil er sich dabey besser befände, als bey den Subtilitäten der Christusverächter." Ein andermal hörte man von ihm die merkwürdigen Worte: „Die Religion muß mich gehorsam gegen Gott, „getreu gegen meinen König, aufrichtig, lieb- „reich gegen meinen Nebenmenschen und, so viel „ich nur immer Vermögen dazu habe, wohlthätig, „thätig und treu in meinem Beruf, und in allen „meinen Handlungen redlich, gerecht, billig und „mäßig machen. Jede Religion, die dieses „nicht kann, muß in den Augen Gottes ein Gräuel „seyn, wenn ich auch übrigens, für die soge- „nannte Ehre Gottes mein Vermögen, oder auch „gar mein Leben verschwendete." — Helle und lebhafte Ueberzeugung hatte er besonders von Vorsehung und Unsterblichkeit, diese, sagte er mehrmals, muß mir niemand wegraisonniren, denn die kann ich nicht missen."

[2.]

Am neunten Januar 1776, im vier und zwanzigsten Jahr seines Alters, begleitete ihn sein vieljähriger Freund und Erzieher nach Potsdam, wo der Herzog das ihm von Friedrich dem Einzigen ertheilte Regiment übernehmen sollte. Um Mitternacht fuhren sie ab und der

Prinz war anfangs in tiefen Gedanken versunken. Sein Begleiter rechnete dieses der Trennung von seinen Eltern und Freunden, oder der Ermüdung vom Abschiednehmen zu; denn der Prinz hatte — aus Dankbarkeit, von allen seinen Lehrern und Freunden persönlich Abschied genommen. Fast nach zwey Stunden unterbrach er aber das Stillschweigen auf einmal sehr lebhaft, ungefähr in folgenden Ausdrücken. „Ich habe mich diese Zeit „über genau besonnen, ob auch wohl jemand in „Braunschweig zurückgeblieben seyn möchte, der „von mir beleidigt und mißvergnügt seyn könnte. „Hieran ist mir gewiß viel gelegen, mich darauf „zu besinnen; und wenn Sie mir darinn helfen „können, so werden Sie mir den letzten und we„sentlichsten Dienst erweisen. — So, wie ich jetzt aus „meines Vaters Haus gegangen bin, so will ich „mit Gottes Hülfe dereinst aus der Welt gehen. „Beyde Abreisen haben viel Aehnlichkeit alsdann „mit einander; wenigstens für mich: wenn ich „werde überzeugt seyn können, „daß ich keinen „Menschen beleidigt und unversöhnt, und, „so viel es mir in meinem Leben nur möglich „seyn wird, hülflos zurückgelassen habe. „Wie ruhig werde ich alsdann nicht dem Eintritt „in die Ewigkeit, so wie jetzt dem Schritt in mei„nen Beruf dieses Lebens, entgegen gehen können.

— Der

„— Der Gedanke, Jemandem in meinem Leben „wesentlich zu helfen, und wo möglich, des„selben Leben zu retten, liegt mir von jeher „immer im Sinne. Noch ist mir solch eine Ge„legenheit niemals vorgekommen, ob ich gleich „solche herzlich wünsche und glauben Sie mir, „daß ich sie längst gesucht habe. Freylich „gehört hiezu auch Glück; aber selten mißlingt „auch ein solcher Versuch. Wenige Leute hab ich „noch kennen lernen, die dieser Beruhigung sich rüh„men können: aber gewiß liegt es nur an der Ge„legenheit. — Wie beruhigend muß die Er„innerung einer solchen gut genutzten Gelegenheit „nicht seyn! zumal bey der Abreise aus dieser „Welt. Nicht eher, als bis ich diesen „Wunsch erfüllt habe, möchte ich gerne „sterben, — dann aber gerne!' — Während der Reise, welche fast dreissig Stunden dauerte, sprach der Prinz fast von nichts anderm, und errinnerte sich dabey fast aller ihm bekannt gewordenen Unglücksfälle, mit dem Bedauern, daß ihn die Vorsehung nicht berufen habe, die Verunglückten zu retten. Auf seinen Begleiter machte diese Unterredung so tiefen Eindruck, daß er nach der Ankunft in Potsdam sogleich das Wichtigste davon aufschrieb und versiegelte.

[3.]

Als der Herzog zum leztenmal in Braunschweig war, wurde auf dem Schloßplaz ein Luftball zubereitet, wobey er mit der größten Dienstfertigkeit half. Ein Leichtsinniger unter den Umstehenden sagte: „Wenn nun der Luftball „in die Höhe steigt, kann man sich vorstellen, wie „Elias gen Himmel gefahren ist.“ Voll edeln Unwillens wanndte er sich um und sagte dem Spötter, so wie denen, die über den faden Spaß lachten, mit sehr ernsthaftem Gesicht: „Kein rechtschaffener Mann muß über die Bibel spotten und lachen.“ Einer seiner ehmaligen Lehrer erzählte dieses nachher und rief voller Freude aus: „ach! unser lieber Leopold ist noch immer der „gute Fürst, der Er allezeit war!“

[4.]

Schon als Kind war er so zur Wohlthätigkeit gestimmt, daß er oft seine Erzieherin bat, wenn eine strenge Kälte war, der Schildwache unter seinem Fenster etwas geben zu dürfen: „ach den armen Soldaten friert ja wohl!“ Oder wenn er Alte und Elende sah, die vor Kälte zitterten, that er diese Bitte, lief dann hin und gab oft, was er hatte. Er holte armen Kindern, die nackt, baar=

fuß und zerlumpt, bey nassem Wetter giengen, als er ihrer kaum ansichtig wurde, Kleider aus seiner Garderobe. Er ließ, noch selbst ein Jüngling, andere verlassene Kinder in die Schule gehen, damit du nicht, sagte er einem, so müßig herumlaufest, und ein unnützer Mensch werdest.

[5.]

Als seine noch lebende Frau Mutter die Nachricht von seinem Ende hörte, gab sie ihm das ehrenvolle Zeugnis: Er hat mich nie betrübt, als durch seinen Tod. Ach, er dachte gut gegen alle Menschen! Sein Herz war unschuldig und redlich.

[6.]

Als der Herzog in preussische Dienste gieng, schrieb er dem Arzt des Herzoglich-Braunschweigischen-Leibregiments, dessen Commandeur er ehmals war: „Ist Ihnen mein Andenken lieb; so „will ich es Ihnen besonders dadurch empfehlen, „daß Sie ferner fortfahren, für die armen Kranken, des bisher von mir commandirten Regiments, als ihr Arzt zu sorgen.

[7.]

Sobald er zum Regiment gekommen war, besorgte Er für die jüngern Officiers und Junkers

Lehrstunden, in der Orthographie, Geschichte, Geographie, Mathematik und französischen Sprache. Sie zum Fleiß bey diesem Unterricht zu ermuntern, war er selbst dabey zugegen, und damit sich keiner schämen möchte, gut und richtig schreiben zu lernen, setzte er sich mitten unter sie, schrieb alles mit, was ihnen vom Lehrer diktirt ward und war der erste, der demselben sein Papier zur Correktur vorlegte. Dies hatte die treflichste Wirkung auf die Betriebsamkeit und den Fleiß dieser jungen Krieger und war ein herrlicher Anblick.

[8.]

Als er in den Baierschen kurzen Erbfolge Kriege mit seinem Regiment zog, sagte er noch am Morgen des Ausmarsches zu dem Lehrer der von ihm gestifteten Garnisons-Schule: „Es ist „zwar sehr leicht möglich, daß ich nicht wieder „komme und in meinem Beruf sterbe; ich habe „aber Verfügungen getroffen, daß Sie zehn Jah„re Unterhalt haben und binnen dieser Zeit wird „Gott schon für Sie sorgen.“ Nach seiner Zurückkunft aus dem Feldzug gieng er zu ihm hin und beschenkte ihn, mit den Worten: „Sagen „Sie mir, ob Sie mit der Zulage und Ihrem „ordentlichen Gehalt auskommen können; ich „weiß,

„weiß, zu einer Wirtschaft, wie die Ihrige, ge„hört viel, sonst will ich noch mehr zulegen!“ Und nachher: „Mein lieber Ehrlich, ich weiß, „daß Sie bey Ihrer drückenden Arbeit ihre „Kräfte zusetzen müssen: aber ich will auf Ihre „unvermögende Tage für Ihren zureichenden Un„terhalt, auch nach Ihrem Tode für Ihre Frau „und Kinder sorgen.“ — Als der Herzog diesem Lehrer den Garten neben der Schule anlegen ließ, sagte er zu ihm: „Es ist doch einige Auf„heiterung nach Ihrem täglichen sauren Kampf, „wenn Sie hier herumgehen und die Natur be„trachten können.

[9.]

Bey einer öffentlichen Prüfung der Kinder seiner Schule war er sehr vergnügt. Gleich nachher theilte er seine Freude einem seiner alten geliebten Lehrer in Braunschweig in einem Brief mit und schrieb unter anderm darinn die höchst merkwürdigen Worte: Welche Vorwürfe hätte ich mir machen müssen, wenn diese Kinder durch meine Nachläßigkeit in ihrer Unwissenheit geblieben wären!

[10.]

Einst fand er in Frankfurt an der Oder zwey Kinder, die ganz verlassen umherirrten und

 bettelten,

bettelten. Er nahm sich ihrer an und schickte sie an die braunschweigischen Armenanstalten. Bey ihrer Abreise gieng er Morgens um fünf Uhr bey einer sehr rauhen Witterung selbst zum Fuhrmann, um zu sehen, ob sie auch gut vor dem Wetter verwahrt wären. Als er dies nicht fand, zog er seinen eigenen Ueberrock aus, wickelte sie in denselben, sah sie erst abfahren und gieng dann im Regen, ohne Ueberrock, nach Hause.

[11.]

Einst taufte Herr Feldprediger Protzen am Abend drey Kinder, von denen eine arme auf der Durchwanderung nach Schlesien begriffene Soldatenfrau entbunden wurde. Als er am folgenden Morgen die Kranke besuchte, erfuhr er von ihr, daß ein Officier da gewesen sey, der ihr versprochen habe, für die Pflege und Erhaltung ihrer Kinder zu sorgen. Dies war der Herzog gewesen.

[12.]

An einem andern Abend gieng der Gute bey einem Hause vorüber, hörte ein ängstliches Stöhnen, gieng hinein und erfuhr, daß eine verlassene Arme mit den empfindlichsten Schmerzen auf ihrem Strohbette rang. Gleich eilte er zum Arzt,

der

der schon schlief, bat ihn, aufzustehen und der leidenden Kranken zu Hülfe zu kommen.

[13.]

An dem Tage, da man den Leichnam des edeln Prinzen wiedergefunden hatte, begegnete der Pr. H. in Frankfurt der Wittwe Beiern, einer neunzigjährigen blinden Frau. Auf seine Frage, wo sie sich wollte hinleiten lassen, antwortete sie: „zum Herzog.“ — „Aber was will sie denn da, sie kann ihn ja nicht mehr sehen?“ — „Kann ich ihn nicht sehen, so will ich ihm doch noch die Hand küssen. Ach Gott! fuhr sie fort und helle Thränen stürzten aus ihren Augen, nun ist mein Vater todt! Er brachte mir selbst alle Woche zwey Gulden.“

[14.]

Auf einem Spazierritt sah er eine alte arme Frau, mit einem Bündel Holz, das sie sich zusammengelesen, auf dem Rücken in einem morastigen Wege beynahe hinsinken. Er stieg vom Pferde, wadete durch den Morast zu ihr, half ihr, brachte sie auf den trockenen Weg und gab ihr freundlich die Errinnerung: „ein andermal, Mütterchen, nehmt euch besser in Acht!“

[15.]

Eine edeldenkende Fürstin, als sie die Nachricht von Leopolds Tod vernahm, sagte innigst gerührt:

gerührt: „Ach, der gute Prinz! Nie hab ich „aus seinem Munde ein Wort zum Schaden und „bittern Tadel anderer Leute gehört. Das meiste, „was ich von ihm gehört habe, war, daß er an„dere vertheidigte, alles zum Besten kehrte und „für Leute, die Hülfe nöthig hatten, bat und sprach.“

[16.]

Wenige Monate zuvor, eh er den Tod der Menschenliebe starb, hatte er sich bey einer Feuersbrunst so weit gewagt, daß er nur mit Mühe konnte gerettet werden. Man bat ihn, in Zukunft seines unschäzbaren Lebens zu schonen. Ich vertraue der göttlichen Vorsehung, sagte er, ich bin ein Mensch und muß meinen Brüdern helfen.

[17.]

An das Gebäude der von ihm errichteten Schule, wollte man die Aufschrift setzen: Leopoldische Garnisonschule. Seine Demuth aber gestattete es nicht, sie mußte wieder weggenommen und das Haus blos mit dem einzigen Wort: Garnisonschule bezeichnet werden.

[18.]

Gegen seine Bedienten war er wie ein Vater. Einst bezeugte ihm jemand aufrichtig seine Verehrung, wegen seiner treflichen Denkungsart. „Ich darf nicht unrecht thun,“ sagte er, „es „wäre für mich gedoppelt unrecht, denn ich habe

„so

„so gute, redliche Leute um mich; ich würde sie „betrüben, oder verschlimmern."

[19.]

In Braunschweig sagte jemand zu ihm, seine Schulanstalten machten ihm viel Mühe und Kosten. „Ach" antwortete er, „diese übernehm „ich gerne! denn wir Menschen müssen uns be„ständig zum Tode bereiten und die allerbeste Zu„bereitung ist: wenn wir beständig Gutes zu wir„ken bemüht sind."

[20.]

Seine letzten Worte, da man ihn abhalten wollte, in den Kahn zu steigen, waren: „Was bin ich mehr, wie ihr? Ich bin ein Mensch, wie ihr, und hier kommt es auf Menschenrettung an!

[21.]

Eine Dame machte dem Prinzen einmal das Compliment: „Sie sind zu gut, gnädiger Herr! man mißbraucht ihre Gnade." Darauf versetzte er mit Lebhaftigkeit: „Ich weiß sehr wohl, „daß ich noch lange nicht gut genug bin und erken„ne meine Fehler recht wohl; ich sollte noch viel „mehr thun, als ich thue."

[22.]

Ohngefähr vier oder fünf Tage vor seinem Tode ward dem Herzog von einem Mann, der

bey ihm in Gunst stand, gelegentlich halb im Scherz vorgehalten, daß sich seine Lebhaftigkeit abzukühlen anfienge. „Wie? „versetzte er, „man muß immer bedacht seyn, vorzüglich wenn „sich Gefahr zeigt. Da muß man alle seine Kräfte „sammeln, um den Muth zu erhalten; man muß „alle Aufmerksamkeit, wozu man nur fähig ist, „aufbieten und anstrengen, alle Umstände genau „beleuchten, damit man an dem Ort die wirksam„sten Hülfs- und Rettungsmittel zu rechter Zeit „gebrauchen könne, wo sie am nöthigsten sind.“

[23.]

Als der Herzog in dem Baierschen Erbfolge Krieg in Dresden in Garnison stand, wollte er eines Sonntags, seiner Gewohnheit nach, zu Fuß in eine dortige lutherische Kirche gehen, wo ein vorzüglich guter Redner predigen sollte. Der Weg dahin war ihm unbekannt, er frug also die erste Person darum, die ihm begegnete. Dieses war ein Mann vom Mittelstande, der den Herzog nicht kannte. Er gieng aber eben auch in dieselbe Kirche und erbot sich, den Fremden zu begleiten. Unterwegs sprach dieser mit ihm von allerhand Dingen, ohne seinen Stand im Geringsten merken zu lassen und dankte ihm beym Abschied auf das höflichste für seine Gefälligkeit. Nach einiger Zeit, da der Mann erfahren hatte, wer es gewesen, kam

er

er auf die Parade, wo der Prinz sein Regiment in den Waffen übte und von einer Menge vornehmer Officiere umgeben war. Gleichwohl unterschied der Menschenfreund den Mann, der ihm den kleinen Gefallen erwiesen hatte, sogleich unter einer großen Menge von Zuschauern, ritt auf ihn zu, grüßte ihn freundlich und frug nach seinem Wohlbefinden. Und dies that er nachher immer, so oft er ihn antraf. So hoch schätzte er die geringsten Dienstleistungen, die ihm andere erwiesen hatten.

[24.]

Der Herzog war auch Liebhaber und Kenner der Musik und spielte selbst mit Fertigkeit die Geige. Ein Meister dieser Kunst hatte ihm im Jahr 1776 in Frankfurt einiges Vergnügen durch seine männliche, reine und geschmackvolle Spielart dieses Instruments gemacht und war von ihm fürstlich beschenkt, und was noch mehr ist, höchst gefällig und freundlich behandelt worden. Dieser Künstler war aus Böhmen gebürtig. Als nun 1778 die Prinz Heinrichsche Armee in dieses Land rückte, traf es eben, daß der Vater desselben, der eine Herrschaftliche Einnahme hatte, seine Quartalgelder einliefern und zu dem Ende aus seinem Wohnorte, St. Georgenthal im Leutmeritzer Kreise, nach Rumburg, einem fürstlich-Lichtensteinischen Städtchen, gehen wollte. Er fiel eini-

gen streifenden Husaren, von dem Vorderzug, in die Hände, die ihm seine ganze Baarschaft abnahmen. Da der Mann nun ganz traurig und gebückt weiter wanderte, begegnete er glücklicher Weise dem Regiment des Prinzen Leopold, und dieser Menschenfreund, der Niemand gerne traurig sah, bemerkte seine Niedergeschlagenheit. Er frug ihn also freundlich, wer er sey und was ihm fehle? Kaum sagte nun der Mann seinen Namen, so erinnerte sich der Prinz, daß ein Künstler dieses Namens ihm einmal Vergnügen gemacht habe und erkundigte sich: ob ihm dieser angehöre? Der Mann sagte: das ist mein Sohn. Und sogleich traf der Held die Veranstaltung, daß ihm sein Geld wieder gegeben und sein Wohnort mit der möglichsten Schonung behandelt wurde.

[25.]

Ein Frankfurter Jude bedurfte Schutz für seinen Sohn in Kopenhagen, daß er daselbst Handel treiben durfte. Der Herzog empfahl ihn. Weil aber der Jude, wegen verspäteter Zeit, besorgte, man würde das Empfehlungsschreiben auf der Post nicht mehr annehmen; so trug es der Herzog selbst dahin, um seinen schleunigen Abgang zu bewirken.

[26.]

Herr Professor Hausen zu Frankfurt an der Oder hielt einst eine Vorlesung, welche die

Prin-

Prinzen des Braunschweigischen Hauses zum Gegenstand hatte. Weil aber Herzog Leopold selbst gegenwärtig war, übergieng er Ihn mit Stillschweigen und Dieser bezeugte ihm sein Wohlgefallen darüber.

[27.]

Wenn die Untergebenen des Prinzen Strapazen erdulden mußten, so theilte er dieselben willig mit ihnen, um sie nicht muthlos werden zu lassen, wie er denn einst von Köpenick bis Fürstenwalde, fünf Meilen weit, mit dem Gewehr auf dem Rücken, neben seinen Soldaten zu Fuß marschirte.

Ich schließe diese kleine Sammlung von Anekdoten aus Leopolds Leben mit einer Stelle aus dem schönen zu Berlin von den Stiftern des zu seinem Andenken errichteten Festes der Wohlthätigkeit herausgegebenen Denkmal:

„Was hätte die Welt nicht noch von einem „Prinzen zu erwarten, der kein angelegeners Ge„schäft kannte, als menschliches Elend zu mindern, „und kein größers Vergnügen, als das Wohl an„derer zu befördern? Wann der im Dienst des „Vaterlandes, oder der im Dienst seiner Mitbür„ger grau gewordene Vater, den letzten Blick von

„den heranwachsenden Genossen seiner Dürftigkeit „ab und gen Himmel kehrte; dann flehte er noch „um langes Leben für diesen fürstlichen Pfleger „aller Nothleidenden. Auf Ihn gründete die „Jugend die Hofnung eines glücklichen Alters, „und der zitternde Greis betrachtete Ihn als die „Stütze seiner Schwachheit. Welcher Verlust „für das Regiment, das Er so muthig führte und „so väterlich pflegte! für die Stadt, die Er so „kräftig schützte! für die gesamte Menschheit, „deren Wunden Er so liebreich zu heilen beflissen „war!“

Ich kannte — wie Tausende — den edeln Prinzen nicht, aber hab ich mir je wünscht, das Angesicht eines Menschen gesehen zu haben, so ist es das Seinige. Nie werd ich müde, an Ihn zu denken, von ihm zu reden, von ihm zu schreiben, und wie oft hat es mir innig wehe gethan, wenn mein Enthusiasmus für Ihn, den Guten, Edeln, so sehr mißverstanden geworden ist! Ich bin mit tieferer Rührung vor keines Menschen Monument gestanden, als vor dem einfach schönen, das Ihm bey Dittfurt, nah an Weimar, errichtet ist. An der Ilm, gerade da, wo sie in dieser Gegend am stärksten rauscht, steht auf einem Felsenstein eine Urne, um die sich eine Schlange

— das Sinnbild der Ewigkeit — windet. Auf dem Fusgestell liest man die kraftvolle Innschrift:

Dem unvergeßlichen

Leopold,

Anna Amalia.

Ich freue mich auf die Zeit, wo ich einst meinen jetzt unmündigen Sohn, vor Chodowiecki's bekanntes Blatt hinführen und ihm, so viel ich weiß, von dem edeln Prinzen erzählen und ihn ermahnen kann, ihm in Tugenden ähnlich zu werden, und würde ichs erleben, daß er auch stürbe, als Menschenretter; so würd ich zwar weinen an seinem Grab, aber mich dennoch freuen, daß Unterricht und Beyspiel so viel gefruchtet hätten, und er auch dazu helfen könnte, daß wir dem Ziel näher rückten, daß Menschenliebe nach und nach zur herrschenden Leidenschaft würde.

Meine Kirche schätzt keine Reliquien, aber besäs ich etwas aus Leopolds Nachlaß, ich würd' es so hoch schätzen, als der andächtigste Katholik eine geweihte Reliquie nur schätzen kann, und das beste meiner Kinder sollte es einst, als

meine liebste Kostbarkeit, zum Voraus erben, und wieder seinem liebsten dereinst, wie der weise Mann in Osten seinen Ring,*) übergeben.

*) Nathan der Weise, von Lessing, Seite 143 der Original-Ausgabe.

Bayerische Staatsbibliothek München

3.97

BUCHBINDEREI
OBERMEIER
Niederlassung Mün
Heßstraße
80799 Mün
Telefon 089/

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagenseil, Christian Jakob, 1756-1839

Der Gang der Vorsehung oder: Wird es mit dem Menschengeschlecht besser oder schlimmer?

Bd.: 1

Leipzig (1789)

H.g.hum. 90-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10435077-2
VD18 90131827